Erkenntnis und Sprache

Individualität und Idealität im Sprachausdruck der Erkenntnis nach Wilhelm von Humboldt

---

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde
der Hohen philosophischen Fakultät der
Schles. Friedrich-Wilhelms-Universität
zu Breslau

vorgelegt von

Hans Kirchner

Promotion: 9. März 1921

Druck: Hans Winter, Buchdruckerei, Charlottenburg, Nordhausener Straße 8

Gedruckt mit Genehmigung der Hohen Philosophischen Fakultät der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau

---

Referent: Herr Professor Dr. Kühnemann.

Die mündliche Prüfung hat am 16. Februar stattgefunden

Denen,
die geglaubt haben,
zuerst aber Einer nie beirrten Seele
dargebracht.

Abgekürzt zitierte Schriften

(Die Abkürzungen sind die von Eduard Spranger in die Humboldt-Forschung eingeführten).

Wilhelm v. Humboldt, Gesammelte Schriften.
Herausgegeben von der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften. I. Abteilung: Werke. Herausgegeben von Albert Leitzmann. 8 Bände. Berlin 1904—1909. (W. W. I. II. etc.)

Wilhelm v. Humboldt, Gesammelte Werke.
7 Bände, Berlin 1841 ff. (Alte W. W. I. etc.)

Die sprachphilosophischen Werke Wilhelms v. Humboldt.
Herausgegeben und erklärt von H. Steinthal, Berlin 1883. (Steinthal).

Wilhelm und Caroline v. Humboldt in ihren Briefen.
Herausgegeben von Anna von Sydow. 2. Band: Berlin 1907 (An Li II).

Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt.
Dritte vermehrte Ausgabe mit Anmerkungen von Albert Leitzmann. Stuttgart 1900. (Leitzmann).

R. Haym, Wilhelm v. Humboldt. Lebensbild und Charakteristik.
Berlin 1856. (Haym).

Eduard Spranger, Wilhelm v. Humboldt und die Humanitätsidee.
Berlin 1909. (Spranger).

Fritz Mauthner, Beiträge zu einer Kritik der Sprache.
3 Bände. 2. Auflage. 2. Band. Stuttgart und Berlin 1912. (Mauthner).

Inhaltsübersicht.

Eingang

In seiner vor der Berliner Akademie im Jahre 1820 gelesenen Abhandlung über das vergleichende Sprachstudium entwirft Humboldt einen Grundriß dieser neuen Wissenschaft. Weit hinausstrebend über das, was jemals in früherer oder späterer Zeit eine wissenschaftliche Beschäftigung mit Sprache sich zum Ziele gesetzt hat, und was auch heut als Aufgabe vergleichender Sprachwissenschaft gilt, sieht er den Endpunkt aller Sprachvergleichung darin: auf der Grundlage des „Erfahrungsstudiums" zu zeigen, in welchem Verhältnis die Sprachen zu dem „Ideengebiet" als ihrem gemeinschaftlichen Inhalt stehen [1]). Was Menschheit als Ergebnis all ihres Erkenntnisbemühens in Sprache niedergelegt hat, soll gemessen werden an dem, was das Ziel dieses Erkenntnisbemühens sein muß: sein großes Fazit soll gezogen werden. Es ist wahrlich, als ob der Dreiundfünfzigjährige, nun aller Staatsgeschäfte ledig und ganz seiner Wissenschaft zugewandt, den Himmel stürmen wolle. Von breitester Empirie zur Beantwortung letzter Fragen der Menschheit! So stellt Humboldt die historische Sprachforschung unter den Gesichtspunkt der Philosophie.

Die Größe dieser Zielsetzung wird durch die Unmöglichkeit ihrer Durchführung nicht verringert. Auch wenn der Schwung zu dieser Höhe nicht immer gewagt wird, müssen doch die Bahnen dahin offen bleiben, der Sinn, auf ihnen fortzustreben, muß vorhanden sein [2]). Und Humboldt selbst hat auch in Einzelerörterungen die Richtung aufs Höchste stets festgehalten, aber er ist dahin gekommen, das Schwergewicht von dem einen Gliede jener Grundfrage, dem Ideengebiet, dem Objektiven, das in jeder Sprache angestrebt wird, hinüberzuverlegen zu dem andern, der „Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues" selbst. Alle seine Schriften zeigen diese leise Wendung zur Bescheidung, vom Absoluten zum Relativen. Den Gesichtspunkt selbst hat er nicht aufgegeben. Immer ordnet sich ihm das Sprachstudium „mit allen anderen dem höchsten und allgemeinen Zweck des Gesamtstrebens des menschlichen Geistes unter, dem Zweck, daß die Menschheit sich klar werde über sich selbst und ihr Verhältnis zu allem Sichtbaren und Unsichtbaren um und über sich" [3]).

Humboldts Grundfrage ist also schließlich die Frage nach dem Wahrheitsgehalt menschlicher Erkenntnisleistung überhaupt und seine Sprachphilosophie eine einzige große Antwort darauf. Welchen „Teil der Gedankenwelt" es dem Menschen tatsächlich in die Sprache überzuführen gelang [4]), muß die historische Forschung empirisch feststellen. Humboldt macht dazu keinen

---

[1]) W. W. IV. 9. 19. [2]) III 346. [3]) VI 1 S. 6; vgl. VII 14. [4]) IV 9.

Ansatz. Daß er aber **prinzipiell** von dem Maße vollbringbarer Erkenntnisleistung ganz bestimmte Überzeugungen hatte, zeigen seine Schriften vielerorts. Zwar nehmen eigentlich erkenntnistheoretische Erörterungen nur einen geringen Raum darin ein. Erkennen ist für Humboldt überhaupt kein bloß rationales Verhalten, sondern — im Sinne der Humanitätsidee [1]) — ein Erfassen des Wirklichen mit allen und zwar in ungetrennter Einheit tätigen Kräften der Seele. Dazu kommt, daß Humboldt kein Systematiker war; er lebte und webte im Individuellen der wirklichen Sprachen. So setzt er das Systematische mehr voraus, als er es darstellt. Aber er setzt es überall voraus. Um diese in Humboldts Gedankengängen überall mitklingenden erkenntnistheoretischen Voraussetzungen handelt es sich hier. Die vorliegende Arbeit hat also die Anschauungen zum Gegenstande, in denen sich Humboldt die Beantwortung jener Grundfrage nach der Objektivität in Sprache gedachter Inhalte konstruiert. Sie betreffen nicht das Verhältnis der Verstandesbegriffe zu den Dingen der Wirklichkeit, sondern das Verhältnis der in Sprache gedachten „Begriffe" zu dem, was ihnen als das „Reine" gegenüber gestellt wird. Es handelt sich nicht um die materielle Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Begriffe selbst, sondern darum, inwiefern der Inhalt unserer in Sprache geschehenden intellektuellen Tätigkeit „rein" oder „gefärbt" ist. Das Verhältnis dieser beiden Momente in der Sprache stellt sich für Humboldt nicht als ein „Entweder-Oder" dar, auch nicht als ein „Teils-Teils", sondern als ein „Sowohl-als-auch". Alles in Sprache Gedachte ist individuell (subjektiv); aber in dieser Individualität (Subjektivität) ist das Reine (Objektive) als das Ideale virtuell enthalten. Diese Beziehungen bilden den Mittelpunkt der vorliegenden Untersuchung. Was diesem ihrem engeren Gegenstande nicht eigentlich angehört, wird, nach Bedarf, nur gestreift. So wird Humboldts Ideenlehre nur in ihren Grundzügen gegeben, auf all die Schwankungen, die **Steinthal** [2]) heraushebt, nicht eingegangen [3]). Desgleichen wird der Symbolcharakter der Sprache, eins der anziehendsten Probleme der Humboldtschen Sprachphilosophie, dessen Bearbeitung schon **Spranger** [4]) wünschte, nicht im Einzelnen erörtert, sondern nur im Ganzen berührt, so daß auch die „Form der Sprache" nur als Gesamtbegriff auftritt, nicht in den manigfachen Ausgestaltungen, diesie in Humboldts Schriften zeigt (Lautform, innere Form, Charakter der Sprache, reine Sprachform usw.). Die vorliegende Arbeit befaßt sich also nur **allgemein** mit dem Verhältnis, in dem der Inhalt eines in Sprache Gedachten zu dem Inhalt des als Denkziel vorschwebenden „Reinen" steht, nicht mit den

---

[1]) vgl. Spranger S. 14. [2]) in den Einleitungen zu den §§ 1,2 und 3 des Hauptwerks. [3]) vgl. auch Spranger S. 188 ff). [4]) S. 392.

verschiedenen Arten von Formen, in denen die „Gefärbtheit" sich darstellt.

Von der Humanitätsidee aus muß Humboldts Sprachphilosophie verstanden werden. Beide gipfeln in dem Doppelprinzip der rückhaltlosen Hingabe des gesamten Menschen an die Welt und der allumfassenden Hereinnahme der Welt in das Ich, zu identischer Durchdringung gesteigert. Alles Streben des menschlichen Geistes gilt danach dem einen Ziel: „die ganze Masse des Stoffes, welches ihm die Welt um ihn her und sein inneres Selbst darbietet, mit allen Werkzeugen seiner Empfänglichkeit in sich aufzunehmenund mit allen Kräften seiner Selbsttätigkeit umzugestalten und sich anzueignen und dadurch sein Ich mit der Natur in die allgemeinste, regste und übereinstimmendste Wechselwirkung zu bringen." [1]) Schon Haym sieht die bleibende Leistung der Humboldtschen Sprachphilosophie darin, daß sie unternommen habe, „die Grenze zu bestimmen, bis zu welcher die in der Kunst kulminierende Durchdringung der Subjektiven und Objektiven in den übrigen Offenbarungen des Menschengeistes gelinge" [2]). Denn die Sprache ist für Humboldt ihr gemeinschaftliches Medium. Und Haym führt diese Auffassung großzügig durch. Auch Steinthal erkennt in der Humanitätsidee „die Mutter der Humboldtschen Sprachphilosophie" [3]), ohne jedoch, trotz Hayms Vorgang, diese Einsicht in seinem Kommentar zur herrschenden zu erheben. Gerade das Verhältnis der Individualität zur Idealität in der Sprache setzt er nicht nach Gebühr ins Licht [4]). Eduard Spranger hat dann den Gehalt der Humboltschen Humanitätsidee in ihrem ganzen Reichtum vor uns ausgebreitet und damit auch, ohne auf sie einzugehen, Humboldts Sprachphilosophie in den näheren Zusammenhang gestellt, der ihr in seiner Geisteswelt zukommt. Die Beziehung auf die Humanitätsidee hat sich auch für das besondere, hier zur Erörterung stehende Problem, die Individual-Idealität der in Sprache geschehenden Erkenntnis, als innerlich notwendig erwiesen. —

Die vorliegende Arbeit gliedert sich in zwei Teile. Der erste Teil enthält eine Vergleichung der in Sprache gedachten Inhalte mit dem, was ihnen als das Objektive gegenübergestellt wird. Er ergibt — in Überwindung des naiven Objektivismus der aufklärerischen Sprachansicht — den subjektiven Charakter des in Sprache Gedachten. Dieser durchgängigen Subjektivität zum Trotz meldet jedoch immer wieder ein objektiv gerichtetes Inhaltselement seinen Daseinsanspruch an. Die damit sich ergebende Antinomie bildet den Ansatzpunkt für das Positive, das Humboldt an der Stelle des Zerstörten errichtet.

Das nun wird der zweite Teil darstellen. Indem Humboldt die Beziehung des Subjektiven und des Objektiven

[1]) II 117. [2]) S. 457. [3]) S. 14. [4]) vgl. z. B. S. 347 f.

in der Sprache unter die Kategorie des „Triebes“ stellt, wendet er das ganze Problem aus dem Statischen ins Dynamische. Das Subjekt wird als vollwertige Individualität genommen, die zum Objektiven als dem „Idealen“ emporstrebt. Hierbei kommt dem individuellen Geiste die Sprache zu Hilfe, die vermöge der ihr eigenen Formalilät „zwischen der Tatsache und der Idee“ vermittelt [1]). Durch das, was sie über das blos logisch Begriffliche hinaus enthält, wird das Wirkliche tiefer erfaßt, als es die Begriffe selbst, die immer nur einzelne Merkmale umschließen, vermögen. Indem sie es symbolisiert, strebt sie, es von seinem Innern her, von der Idee aus und damit in der Totalität seines Beziehungsgehalts zu nehmen. Es ist eine Erfassung, die die Individualität nicht abzustreifen, sondern gerade aus ihr heraus das Objektive zu erreichen strebt. Dazu muß freilich der individuelle Geist die mit seiner Natur gegebenen Schranken zu überwinden suchen. Er vermag es nur, indem er sich in freier Gemütsstimmung ganz dem Eindruck der eigentümlichen Natur der Sprache hingibt. Was Vor- und Mitwelt in sie gelegt hat, kommt ihm so zugute. So steigen die individuellen Geister auf der Bahn ihrer nationalen Sprachen zur Objektivität empor, dem Ziele, welchem die Menschheit in ewigem Fortschritt näherkommt. Dasjenige in der Sprache, was das bloß Begriffliche überragt, wird nun durch sie in den Hörenden nicht übertragen, sondern in ihm geweckt. Er ist also beim Empfangen in hohem Grade schöpferisch tätig. Die damit gegebene Subjektivität der durch Sprache vermittelten Erkenntnis würde aber durch die Subjektivität der Nation und schließlich der Menschheit zwar geläutert, aber nicht behoben sein, wenn nicht zwischen Mensch und Welt eine ursprüngliche Übereinstimmung bestände. Subjekt und Objekt sind im Grunde identisch. In der „Erscheinung“ tritt der Geist jedoch nur individualisiert auf, und in individueller Tätigkeit werden die „Objekte“ geschaffen. So ist auch die „Wahrheit“ nichts außerhalb des Menschen Daliegendes; ihr Erkenntnisgrund ruht in seinem Inneren. Indem aber der Geist erkennt, gestaltet er; indem er gestaltet, geht er selbst in das zu Gestaltende ein. So fällt nicht nur die Grenze zwischen Wissenschaft und Kunst dahin, sondern auch die Scheide zwischen dem theoretischen und dem praktischen Verhalten des Menschen. Die geistigen Formen seiner Tätigkeit sind überall dieselben, es ist immer der ganze Mensch wirksam. In Totalität strebt der Mensch aus Individualität zur Idealität; und er tut es immer in Sprache, denn ohne sie ist alles wahre Denken unmöglich. So endet der Gedankengang bei dem, was ihm von Anfang an zugrunde lag: bei der Humanitätsidee.

---

[1]) III 166.

Erster Teil

Der subjektiv-objektive Charakter des Sprachinhalts

Die Vorstellung, daß die verschiedenen Sprachen nur dieselbe Masse der unabhängig von ihnen vorhandenen Gegenstände und Begriffe mit anderen Wörtern bezeichnen und diese nach anderen Gesetzen, die aber, außer ihrem Einfluß auf das Verständnis, keine weitere Wichtigkeit besitzen, aneinander reihen, ist, ehe er tiefer über die Sprache nachdenkt, dem Menschen zu natürlich, als daß er sich leicht davon losmachen könnte" [1]). So hatte auch die rationalistische Aufklärungsphilosophie, namentlich unter dem Einfluß der Bacon und Locke, die Wörter als zum Zwecke der Verständigung „gesellschaftlich erfundene, in sich gleichgültige Zeichen" angesehen [2]). Was sie als Voraussetzung annahm, wurde für Humboldt Problem, und zwar die Grundfrage, mit deren abweichender Beantwortung die ganze Theorie fallen mußte. Ist die Verschiedenheit der Sprachen — so fragt die Abhandlung Über das vergleichende Sprachstudium — „nur als ein zufälliger, das Leben der Nationen begleitender Umstand . . . oder als ein notwendiges, sonst durch nichts zu ersetzendes Mittel zur Bearbeitung des Ideengebiets" anzusehen? Im ersteren Falle bliebe die Ojektivität des Denkinhalts von Seiten der Sprachphilospohie unangetastet, im anderen Falle aber muß mit der Verschiedenheit der Sprachen auch das in ihnen Gedachte von einander abweichen.

Die Frage ist schon von einem unrationalistischen Standpunkte aus gestellt, und zu ihrer Beantwortung führt nicht die rationale Methode, die den „Ideenschatz" einer Sprache deduktiv aus obersten allgemeinen Begriffen ableitet, sondern die empirische Vergleichung dessen, was als objektiv angenommener Gegenstand einer Rede zugrunde liegt, mit dem Inhalt, der wirklich in ihr gedacht wird. Und zwar wird die im folgenden durchgeführte Vergleichung zunächst an dem, was in der Sprache den „Dingen" der Erscheinungswelt, und dann an dem, was ihren „Relationen" entspricht, vorgenommen werden. Damit wäre das Denkbare seiner ganzen Masse nach daraufhin geprüft, ob es durch die Sprache objektiv gültig oder subjektiv verschieden vermittelt wird, oder ob vielleicht eine dritte Form vorliegt.

[1]) VI 1 S. 119. [2]) VI 1 S. 232; vgl. Unger, Hamans Sprachtheorie S. 155 ff.

1. Vergleichung des „Dingbegriffs“ mit dem „Wort“.

Die Vergleichung beginnt also damit, dem Dingbegriff seine „Bezeichnung“ gegenüber zu stellen, und zwar, wie die Abhandlung über das vergleichende Sprachstudium, dem „einfachen Begriff“ das „einfache Wort“, Begriffskombinationen also übergehend [1]).

a) Sinnliche Gegenstände.

Gleichbedeutende Wörter verschiedener Sprachen decken sich inhaltlich nicht vollständig [2]). Das Wort ist nicht einfach das „Äquivalent des den Sinnen vorschwebenden Gegenstandes, sondern der Auffassung desselben durch die Spracherzeugung im bestimmten Augenblicke der Worterfindung“ [3]). Wenn freilich „eine Sprache bloß und ausschließlich zu den Alltagsbedürfnissen des Lebens gebraucht würde, so gälten die Worte bloß als Repräsentanten des auszudrückenden Entschlusses oder Begehrens, und es wäre von einer inneren, die Möglichkeit einer Verschiedenheit zulassenden Auffassung gar nicht in ihr die Rede. Die materielle Sache oder Handlung träte in der Vorstellung des Sprechenden und Erwidernden sogleich und unmittelbar an die Stelle des Wortes. Eine solche wirkliche Sprache kann es nun . . . unter immer doch denkenden und empfindenden Menschen nicht geben“. Sondern die individuelle Ansicht und das Gefühl behaupten ihre Rechte. Das Dasein der Sprache ist nicht aus dem bloßen Bedürfnis, aus der „Hilflosigkeit des Einzelnen“ zu erklären [4]). „Der Mensch ist nicht so bedürftig, und zur Hilfsleistung hätten unartikulierte Töne ausgereicht. Die Sprache ist auch in ihren Anfängen durchaus menschlich und dehnt sich absichtslos auf alle Gegenstände zufälliger sinnlicher Wahrnehmung und innerer Bearbeitung aus . . . Die Worte entquillen freiwillig, ohne Not und Absicht, der Brust, und es mag wohl in keiner Einöde eine wandernde Horde gegeben haben, die nicht schon ihre Lieder besessen hätte“ [5]). Wie alles Leben und alle Tätigkeit in der Natur geht auch die Sprache aus „innerer Freiheit“ hervor, „deren Urquell man vergeblich im Gebiete der Erscheinungen sucht“ [6]). Vielmehr ist die Grundnatur alles Lebendigen, und des Menschen insbesondere, ideal. So klingt in dem, was Humboldt der rationalistischen Sprachauffassung entgegensetzt, gleich eingangs in bedeutsamer Weise das Doppelmotiv an, das sich durch Humboldts Behandlung der Erkenntnisfrage zieht, und das auch die beiden Pole der Humanitätsidee, ja der ganzen klassischen Geisteswelt darstellt: Individualismus und Idealismus.

---

1) IV 20. 2) VI 2 S. 374; V 42, 424. 3) VII 89. 4) VII 175. 5) VII 60 f; vgl. VII 17. 24. 159 f. 184. 191; V 16; VI 1 S. 156. 159; III 169. 6) VII 175 f.

Das Wort ist also „nicht ein Abdruck des Gegenstandes an sich, sondern des von diesem in der Seele erzeugten Bildes“ [1]). Es kann den Begriff weder in seiner Definition, noch, wenn er einem körperlichen Gegenstand angehört, in dem ganzen Wesen desselben geben. Der Gegenstand wird vielmehr von einem „einzelnen Standpunkte“ aus genommen, seine Merkmale in der damit gegebenen Auswahl zusammengefaßt und in Einheit gestaltet. Diese „innerliche“, „ideell gewählte Bezeichnuug“ des Gegenstandes, das, wodurch das Wort „ihn dem Geiste des Hörenden andeutet“, die also von Seiten des Sprechenden eine „Auffassung“ ist, liegt „ursprünglich . . . in jedem Wort, bei den den Naturlauten nachgebildeten in dem Tönen der Gegenstände, bei anderen für körperliche Dinge in anderen Eigenschaften, bei intellektuellen in den zu ihrer Andeutung gewählten Metaphern. Denn indem der Begriff in einen Ton gekleidet wurde, mußte sich die Zunge doch durch etwas bei der Wahl desselben bestimmen lassen, und dies konnte nur diese, den ganzen Begriff in einem Punkte zusammenfassende Anschauungsweise sein“. Diese ist sinnlicher Natur, in den meisten Fällen jedoch nicht mehr aufzuspüren, und dann hängt sie noch bloß an der auf den Ton ausgeübten Wirkung, bisweilen auch nicht einmal mehr an dieser auf eine erkennbare Weise“ [2]).

Damit ist die Grundunterscheidung getan. Dem Gegenstande selbst, seiner allgemeingültigen Form, steht das Bild gegenüber, welches das Wort von ihm gibt. Dieses Bild liegt von altersher dem Worte zugrunde, es wird in der „inneren Bezeichnung“ zusammengefaßt. So nennt das Sanskrit den Elefanten den Zweizahnigen [3]). Ein charakteristisches Element aus der Erscheinung eines Dinges dient dazu, den Geist zur Vorstellung des ganzen zu bestimmen.

Die Subjektivität, mit der ein Gegenstand im Worte gefaßt wird, ist nun zunächst national bestimmt. Denn eine Nation nimmt „die allgemeinen Bedeutungen der Wörter immer auf dieselbe individuelle Weise“ auf und begleitet sie „mit den gleichen Nebenideen und Empfindungen“, die aus unübersehbar vielen und mannigfaltigen Beziehungen her an einem Worte hangen können. Aus all diesem entsteht ein bestimmter Eindruck, und indem dieser zur Gewohnheit wird, trägt er ein neues Moment zur Individualisierung des in sich unbestimmteren aber auch freieren Begriffs hinzu.“ [4]) Diese nationelle Gleichartigkeit läßt jedoch Raum für individuelle Unterschiede. „Bei der Nennung des gewöhnlichsten Gegenstandes, z. B. eines Pferdes, meinen alle dasselbe Tier, jeder aber schiebt dem Worte eine andere Vorstellung, sinnlicher oder rationeller, lebendiger, als einer Sache, oder näher den toten Zeichen usf., unter“ [5]). So muß „das Wort im allgemeinen

---

[1]) VII 59; vgl. VII 89 f. V 418. [2]) V 420. 426; VII 90. 100. 109.
[3]) VII 89. [4]) VII 172; IV 23; vgl. IV 248. [5]) VII 170.

und an sich" von dem „in einem bestimmten Augenblick von einem bestimmten Individuum gedachten" unterschieden werden. Es ist „nur eine allgemeine, auf verschiedene, jedoch durch seine Natur beschränkte Weise individualisierbare Form", während „das wirklich gedachte oder gesprochene . . . . das eigentliche Wort" ist [1]). Folgendes ist also zu trennen:

1. der Gegenstand, wie er — nicht humboldtisch gesagt — als Objekt einem Bewußtsein überhaupt gegenübersteht;
2. die Anschauung, die von ihm in der Sprache niedergelegt ist (das „Wort im allgemeinen und an sich");
3. die individuelle Vorstellung, die der jeweils Sprechende oder Hörende unter dem Einfluß des Wortes von dem Gegenstande hat. —

Zu dem Subjektiven, das von der nationell und individuell verschiedenen Auffassung des Gegenstandes her dem „Begriff" innewohnt, tritt, ihn wiederum individualisierend, das Wort als körperlicher Laut.

Bei jener Auffassung der Gegenstände von einer bestimmten Seite her ist nämlich die schneidende Schärfe des Sprachlautes dem Geiste unentbehrlich. Ohne den Laut kann das Denken nicht zur Deutlichkeit gelangen. Wie durch einen elektrischen Schlag faßt das Wort in seiner Lauteinheit die Merkmale, die unter seinem Einfluß aus der Menge der auf den Geist eindringenden ausgewählt werden, zur Einheit des Begriffs zusammen. Hierbei verdrängt der Laut aber keines jener nicht herausgehobenen Merkmale, sondern wird ihr „Träger" und fügt in seiner individuellen Beschaffenheit einen neuen bezeichnenden Eindruck hinzu. Diese Beschaffenheit hängt mit der des Gegenstandes, und zwar gerade nach der Art, wie ihn die individuelle Empfindungsweise des Sprechenden auffaßt, zusammen [2]). Die Worte ἵππος equus und Pferd sagen also nicht vollkommen dasselbe [3]). Auch hier läßt die nationelle Form Spielraum für individuelle Eigentümlichkeit.

So ist das Wort dem allgemeinen Begriff gegenüber „individualisiert", und es ist doch wieder nur eine „allgemeine Form", eine „Hülle", der verschieden nuancierte Vorstellungen untergeschoben werden [4]). „Allgemeinheit und Individualität, Geistigkeit und Stoffartigkeit durchdringen einander im Wort" [5]). Es hat, wenn der Ausdruck erlaubt ist, eine mehr als logische Allgemeinheit, hat, wie sich später ergeben wird, Idealität [6]).

Das psychische Gebilde, das so im Worte seine lautliche Form gefunden hat, ist das Ergebnis des Zusammenwirkens der gesamten Seelenkraft und als solches durchaus einheitlicher Natur. Und doch leuchten in ihm das Logische, das Sinnliche und das Emotionelle als „drei große und hauptsächliche Beziehungen" hervor

---

[1]) V 418. 422. [2]) VII 53. 54; V 419 ff, 111; IV 23 f. [3]) III 170. [4]) VII 101; V 418. 422. [5]) V 420. [6]) vgl. Spranger S. 5 f.

nach denen es die Seele anregt. Je nach der nationellen und individuellen Eigentümlichkeit wird „eine dieser Anregungen vorwalten vor der anderen und auch die Kraft verschieden sein, mit der, worauf vorzüglich die Klarheit und Bestimmtheit des Denkens beruht, diese Anregungen in dem Begriffe zur Vorstellung des Gegenstandes zusammenschlagen" [1]). Der Schwerpunkt des Wortes bleibt aber immer im Verstandsgehalt. Das Sinnliche und Emotionelle kann sich nur dadurch mit ihm zum „Worte" vereinigen, daß es „als Stoff vernichtet" und „auf dem Gebiete der Intellektualität als Form erhalten" wird. Diese Synthesis ist das Werk der Einbildungskraft, der Vermittlerin der entgegengesetzten Naturen in der Menschheit. Ihr Gebiet ist eigentlich die Sphäre, in der das Wort schwebt [2]). So liegt Objektives und Subjektives synthetisch verschmolzen als Stoff und Form in jedem einzelnen Worte. Aber die objektive Grundlage des Wortes ist nicht sein bloßer Verstandesgehalt, sondern auch die „Form", als „das Subjektive", enthält (wenn auch verwandelt) objektive inhaltliche Elemente, und die „Materie", als „das Objektive", ist wiederum „nach jenen drei Richtungen hin" bestimmt [3]). Denn auch als Gattungsbegriff genommen offenbart sich ein Gegenstand immer noch „durch etwas in der Erscheinung und dem Gefühl" [4]). Das rein Logische ist also, streng genommen, eine bloße Abstraktion daraus. Diese subtilen Unterscheidungen sind der Ausdruck dafür, daß Humboldt die Subjektivität als etwas Produktives empfindet, und daß er andererseits objektive Erkenntnis nicht in bloß logischer Begriffsbildung erschöpft sein läßt. Indem die produktive Einbildungskraft den in jenen drei Sphären getrennt gedachten „Stoff" in schöpferischer Synthese „formt", bildet sie überhaupt erst Objekte. Aber diese „Objekte" sind nicht abstrakter Natur, sondern sie tragen den Charakter der Sprache, in deren Geistigkeit sie entstanden sind. Sie können darum auch nicht auf rein begrifflichem Wege „erkannt" werden, sondern nur dadurch, daß die Seele sich dem öffnet, was die Sprache über das Begrifflich-Allgemeine hinaus von ihnen „sagt". Dies näher darzulegen wird zur Aufgabe des zweiten Teils der Untersuchung gehören. Hier kommt es vor allem darauf an, daß von dem in Sprache individualisierten Begriff eines Objektes der Begriff des Gegenstandes selbst unterschieden wird, und daß auch dieser kein bloß abstrakter Allgemeinbegriff ist, sondern ein aus der Gesamtheit aller seelischen Kräfte hervorgehendes geistiges Gebilde. Von diesen beiden Begriffen hebt keiner den andern auf, sondern beide treten „in ein gewisses Verhältnis zueinander" [5]).

Diese Humboldts ganzer Sprachansicht zugrunde liegende Auffassung vom total-geistigen Charakter des Erkennens ist

---

[1]) V 419. 423; vgl. VII 91. [2]) V 420. [3]) V 421. [4]) VII 157; vgl. V 419.
[5]) V 419. Humboldt gebraucht hier allerdings den Terminus „Vorstellung". Daß darunter nur „Begriff" verstanden werden kann, ergibt der Zusammenhang. (Vgl. auch Steinthal 274).

jedoch nicht überall rein zur Gestaltung gekommen. Während hiernach die gesamte Seelenkraft einheitlich tätig ist, erscheint nach anderen Stellen das Erkennen als ein im Grunde rationales Verhalten, dessen Ergebnissen sich im Worte anschauliche und emotionelle Elemente erst beigesellen. So sagt die Abhandlung über das vergleichende Sprachstudium: „Das Wort, welches den Begriff erst zu einem Individuum der Gedankenwelt macht, fügt zu ihm bedeutend von dem Seinigen hinzu“ [1]). Und auch die „Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus“ sprechen von dem, was die Sprache dem „reinen Denken“ „hinzufügt“ [2]). Es ist nun bei diesen Stellen nicht bloß die Formulierung, die sich etwa der unrationalistischen Auffassung des Erkenntnisvorgangs noch nicht anzupassen vermocht hätte und noch Nachklänge der „Vermögenspsychologie“ enthielte, sondern Humboldt selbst hat, wie sich auch bei der Erörterung der grammatischen Beziehungen zeigen wird [3]), den Standpunkt noch nicht ganz fest inne, nach dem das „Reine“, welches dem in Sprache „Individualisierten“ gegenübersteht, mehr als logischer Natur ist. Man trifft wohl das Richtige, wenn man sagt, Humboldt sei von der alten Vermögenspsychologie nicht zur Auffassung von der völligen Einheitlichkeit und Totalität jedes seelischen Vorganges übergegangen, sondern habe beides verquickt unter dem Bilde der Seele als einer Dreieinigkeit. Humboldt konnte auf die immerhin scharfe Trennung der drei „Sphären“ innerhalb des einheitlich Seelischen nicht verzichten. Nur durch diese Hilfskonstruktion, nach der die individualisierenden Elemente des Wortes in ihren Sphären als Stoff vernichtet und in der Sphäre der Intellektualität als Form erhalten werden, vermochte er die Theorie aufrechtzuerhalten, das Individuelle unterscheide sich vom Reinen nur durch die besondere „Auffassung“, nicht in der Materie, die sie als das Objektive enthalten. Und somit ist die Sphärentheorie ein notwendiger Bestandteil der Lehre von dem individuellen Charakter, der allem in Sprache Gedachten trotz seiner Allgemeinheit innewohnt. —

b) Unsinnliche Gegenstände.

Es ist also zunächst in Bezug auf sinnliche Gegenstände dargelegt worden, daß dasjenige, was unter einem Wort wirklich gedacht wird, in doppelter Hinsicht anders ist, als der bloße Begriff. Es ist erstens abhängig von der nationell (und individuell) verschiedenen Art, wie der Gegenstand aufgefaßt wird, und zwar liegt diese „sowohl in der intellektuellen Ansicht, als in der diese begleitenden Empfindung“ [4]). Es enthält zweitens ein Element, das von der Lautform des Wortes her seinem Inhalt zugeflossen ist.

Noch mehr weichen nun die verschiedenen Sprachen von einander ab, wo es sich um unsinnliche Gegenstände handelt,

[1]) IV 23. [2]) V 455. [3]) vgl. u. S. 26 f. [4]) V 418; vgl. VII 55.

so daß hier die Scheidung des Wortes und des Begriffs teils viel weniger, teils gar nicht zu versuchen ist [1]). Man vergleiche nur die wenigen Begriffe, zu welchen die wissenschaftliche Zergliederung der seelischen Vermögen führt, mit den mannigfaltigen Bezeichnungen derselben in den hauptsächlichsten europäischen Sprachen. „Jede enthält Merkmale und Nuancen, die keine Definition zu erschöpfen vermag, jede ist neuer Verbindungen fähig, jede fruchtbar zur Erzeugung neuer Begriffe." Dies ließe sich etwa an den Wörtern: ψυχή, anima, âme, alma, Seele, soul usw. dartun [2]). „Gedanken und Empfindungen haben gewissermaßen noch unbestimmtere Umrisse (sc. als die Begriffe sinnlicher Gegenstände), können von noch mehr verschiedenen Seiten gefaßt und unter mehr verschiedenen sinnlichen Bildern, die jedes wieder eigene Empfindungen erregen, dargestellt werden. Wörter dieser Art sind daher, auch wenn sie Begriffe anzeigen, die sich vollkommen in Definitionen auflösen lassen, noch weniger gleichbedeutend zu nennen" [3]). Sie sind nur sinnverwandt. So kann man sich die Wörter, „durch welche mehrere Sprachen denselben Begriff zu bezeichnen meinen, wie Begrenzungen desselben Raumes im Gebiete des Denkens vorstellen, die aber einander nirgend vollkommen decken, die zum Teil auch über den Raum in einen anderen überschießen, und wieder vielleicht alle einen Teil desselben, um von einer anderen Sprache mit eingegrenzt, zu werden, freilassen" [4]). Ja, jede Sprache entwickelt in dem Zusammenhang ihrer eigentümlichen Geisteswelt Begriffe, die anderen Sprachen unbekannt sind, und es gehört zu den Aufgaben vergleichenden Sprachstudiums, solche, namentlich wenn sie Modifikationen geistiger Begriffe sind, aufzusuchen. So kann man in Sprachen neue und vortrefflich gebildete Begriffe antreffen, die als wahre Erweiterungen des Denkens gelten müssen [5]). —

Einer gesonderten Erörterung bedürfen unter den Begriffen unsinnlicher Gegenstände diejenigen, „welche durch bloße Konstruktion erzeugt werden können oder sonst rein durch den Verstand gebildet sind" [6]). Die Abhandlung Über das vergleichende Sprachstudium sieht diese Begriffe in allen Sprachen für gleich an, da sie nicht mehr und nichts anderes enthalten können, als in sie gelegt worden ist. Man könnte sie daher mit allgemein gültigen Zeichen vertauschen, wie sie etwa die Mathematik besitzt. Für einen „kleinen Teil der Masse des Denkbaren" ließe sich also danach das alte rationalistische Ideal einer universalen Zeichensprache verwirklichen [7]). Dieser ganze Gedanke ist aber nicht vereinbar mit dem, was oben als Humboldts Ansicht vom mehr als logischen Charakter der durch Worte individualisierten Begriffe dargelegt wurde. Es kommt hier nicht darauf an, was Humboldt

[1]) V 436. [2]) IV 248. [3]) III 170. [4]) IV 248; vgl. VII 190 f. [5]) V 437 f. 424. [6]) IV 21 f; vgl. ebd. Anm. 1. [7]) IV 21 f. 28.

als „rein konstruierbare Begriffe" angesehen hat, sondern das Prinzip entscheidet schon. Die rein konstruierbaren Begriffe können, von jenem Standpunkte aus, nur der Absicht nach in den verschiedenen Sprachen gleich sein. Aber im übrigen kann für sie, konsequent genommen, nichts anderes gelten, als für die „Ausdrücke sinnlicher Gegenstände", bei denen auch derselbe Gegenstand gedacht wird, die aber doch die bestimmte Art, ihn vorzustellen, ausdrücken [1]. Auch die rein konstruierbaren Begriffe, wie alle, welche unsinnliche Gegenstände darstellen, werden nicht in ihrer abstrakten Gestalt gedacht, sondern unter sinnlichen Bildern, die von der Einbildungskraft in den verschiedenen Sprachen verschieden geprägt werden [2]. Dazu tritt, wenn sie nicht bewußte Neubildungen, sondern „natürlich" aus dem Denken der Nation aufgestiegen sind, der Einfluß der Lautform. So stehen sie in jeder Sprache in einem anderen Verknüpfungszusammenhange, müssen Individuen einer wirklichen Sprache sein und können als solche nicht völlig übereinstimmen [3]. Humboldt hat diese Konsequenz seiner eigenen Grundlehre in seinen späteren Schriften mindestens insofern gezogen, als von einer Ausnahmestellung der rein konstruierbaren Begriffe dort nicht mehr die Rede ist. Die Einleitung in das Kawi-Werk erkennt dann zögernd auch positiv an, daß „auch in dem bloß ideellen, von den Verknüpfungen des Verstandes abhängenden Teile" der Sprachen sich Verschiedenheiten finden, sie rührten aber „fast (!) immer aus unrichtigen oder mangelhaften Kombinationen" her [4]. Wenn Humboldt dies dann nur auf die „grammatischen Gesetze" anwendet, so gilt es doch wohl auch für die rein konstruierbaren Begriffe. Wie dem auch sei, ihre volle Überzeugungskraft werden diese Ausführungen erst durch die weiter unten erfolgende Darlegung des organischen und dynamischen Charakters erhalten, den Humboldt der Sprache zuschreibt. Der Organismus einer Sprache, der ganz von dem Prinzip einer bestimmten Individualität durchwaltet ist, kann keine unindividuellen, keine „reinen" Begriffe hervorbringen, wie etwa ein wirklicher Organismus anorganische Kristalle abscheidet. Wer, wie Humboldt, in der Sprache den „unmittelbaren Aushauch eines organischen Wesens", die Emanation einer einheitlichen Volksindividualität sieht, kann in ihr keine aller individuellen Farbe baren Bestandteile anerkennen, oder er gibt seinen eigenen Standpunkt auf [5]. Und wenn die Abhandlung Über das vergleichende Sprachstudium behauptet, es gäbe in allen Sprachen „eine Anzahl von Dingen, welche ganz a priori bestimmt und von allen Bedingungen einer besonderen Sprache getrennt werden können", dagegen eine „weit größere Menge von Begriffen . . ., die . . . unlösbar in die Individualität ihrer Sprache verwebt sind" [6],

---

[1] IV 29. [2] VII 100. [3] vgl. II 74; VI 2 S. 274. [4] VII 87; vgl. VI 2 S. 374. [5] IV 3; vgl. III 295; VII 17. [6] IV 22.

so kann darin nur ein rationalistischer Rückstand aus Humboldts Werdezeit gesehen werden, der sein Grundprinzip von der Individualität dessen, was (in Worten) gedacht wird, nicht umzustoßen vermag. —

Wie die konkreten Begriffe so werden nun auch die abstrakten von der Sprache in sinnlichen Bildern symbolisiert, „wie in Vernunft die Vorstellung des Nehmens, in Verstand die des Stehens, in Blüte die des Hervorquellens liegt". Und zwar sind es schließlich wenige, in der geistigen Organisation des Menschen allgemein begründete Prinzipien, auf die sich das Vermittelnde zurückführen läßt, nämlich „Extension oder Intension oder Veränderung in beiden, so daß man in die allgemeinen Sphären des Raumes und der Zeit und des Empfindungsgrades gelangt. Wenn man nun auf diese Weise die Wörter einer einzelnen Sprache durchforscht, so kann es, wenn auch mit Ausnahme vieler einzelnen Punkte, gelingen, die Fäden ihres Zusammenhanges zu erkennen und das allgemeine Verfahren in ihr individualisiert, wenigstens in seinen Hauptumrissen, zu zeichnen. Man versucht alsdann, von den konkreten Wörtern zu den gleichsam wurzelhaften Anschauungen und Empfindungen aufzusteigen, durch welche jede Sprache, nach dem sie beseelenden Genius, in ihren Wörtern den Laut mit dem Begriffe vermittelt" [1]. —

Die angestellte Untersuchung hat für sinnliche und unsinnliche Gegenstände folgendes ergeben: Die Vorstellungsart, als bezeichne die Sprache bloß die schon an sich wahrgenommenen oder gedachten Gegenstände, ist von Humboldt überwunden [2]. „Der Begriff vermag sich ... ebensowenig von dem Worte abzulösen, als der Mensch seine Gesichtszüge ablegen kann. Das Wort ist seine individuelle Gestaltung, und er kann, wenn er diese verlassen will, sich selbst nur in anderen Worten wiederfinden" [3]. Ohne Sprache ist „kein Begriff möglich", ja „für die Seele auch kein Gegenstand" [4]. Die „Bezeichnung" vollendet erst „das Entstehen des zu Bezeichnenden vor dem Geiste" [5]. Die Verschiedenheit der Sprachen ist nicht nur eine Verschiedenheit von „Schällen", sondern eine der Begriffe. Von Natur aus mischt der Mensch allem Objektiven Subjektivität bei [6]. —

---

[1]) VII 100 f. [2]) VII 59; VI 1 S. 120. [3]) VII 100. [4]) VII 55, 59; vgl. V 323.

[5]) V 436. Den Vorgang selber konstruiert sich Humboldt folgendermaßen: Aus der Synthese „empfangenden Beschauens" und „innerer Handlung des Geistes" entsteht die Vorstellung. Sie „wird, der subjektiven Kraft gegenüber, zum Objekt und kehrt, als solches aufs neue wahrgenommen, in jene zurück". „Aber die bloß ideale subjektive Spaltung genügt nicht, die Objektivität ist erst vollendet, wenn der Vorstellende den Gedanken wirklich außer sich erblickt." „Hierzu aber ist die Sprache unentbehrlich. Denn indem in ihr das geistige Streben sich Bahn durch die Lippen bricht, kehrt das Erzeugnis desselben zum eigenen Ohre zurück. Ohne diese, wo Sprache mitwirkt, auch stillschweigend immer vorgehende Versetzung in zum Subjekt zurückkehrende Objektivität ist die Bildung des Begriffs, mithin alles wahre Denken unmöglich". (VII 55; VI 1 S. 304 f.) [6]) VI 1 S. 119; IV 27.

2. Vergleichung des „Relationsbegriffs" mit dem grammatischen Formbegriff.

Nachdem im obigen das „einfache Wort" mit dem „einfachen Begriff", als dem Vertreter des „Dinges", verglichen worden ist, schreitet die Betrachtung fort zu den „Relationen", denen in der Sprache die „allgemeinen Beziehungen" entsprechen. Die Abhandlung über das vergleichende Sprachstudium geht auf sie noch nicht näher ein; erst die späteren Schriften dehnen ihre Untersuchungen auf sie aus.

Als „allgemeine Beziehungen" faßt Humboldt gewöhnlich zweierlei zusammen: die Versetzung eines Begriffs in eine „bestimmte Kategorie des Denkens oder Redens",[1] z. B. der Substanz oder des Nomens[2], und die Verknüpfung von Begriffen in der Rede[3]. Die Betrachtung tritt damit also aus dem lexikalischen ins grammatische Gebiet der Sprache über. Hier ist das „zu Bezeichnende" nichts Gegenständliches, auf Grund äußerer oder innerer Wahrnehmung Aufgebautes, sondern die rein immateriellen Relationen der Objekte. Sie schweben nur „wie eine unkörperliche Form an den Dingen, insofern eine Vorstellungskraft sie in sich aufnimmt"[4]; sie haben ihren Ursprung im Subjekt.

In der obigen Behandlung der Dingbegriffe erschien der rein logische Allgemeinbegriff als bloße Abstraktion aus dem mehr als logischen Wortinhalte; es wurde jedoch darauf hingewiesen, daß andere Stellen der Humboldtschen Schriften mehr einer rationalistischen Auffassung des Erkennens zuneigen[5]. In dieser Richtung tendiert auch seine Theorie bei den grammatischen Formbegriffen. Die Grundbestimmungen der Grammatik beruhen danach auf den Gesetzen des Denkens und können nicht anders als „auf dem Wege reiner Begriffsableitung aufgesucht" werden[6]. Das Logische dabei ist aber als der „allen Menschen beiwohnende Urtypus der Sprache" keine bloße Abstraktion aus den wirklichen grammatischen Formen, sondern liegt ihnen als das Wirkende zugrunde[7]. Das „grammatische zu Bezeichnende" ist demnach „ein von dem Verstand konstruierbares und wirklich Konstruiertes"[8] und bildet, als Ganzes genommen, ein geschlossenes System[9]. Die Grammatik könnte daher, wie die rein konstruierbaren Begriffe, in allen Sprachen dieselbe sein[10]. Es läßt sich wohl in der Tat „jede grammatische Form . ., in irgend einer Art, sie wiederzugeben, in jeder Sprache nachweisen, wenn es dieser auch an eigener grammatischer Bezeichnung dafür fehlt, und auch den an dieser überhaupt dürftigsten Nationen müssen doch die Formen und Gesetze vorschweben, ohne welche die Redeverbindung gar nicht erkannt werden könnte"[11]. Dennoch widersprechen diese Bestimmungen in doppelter

---

[1]) VII 109. [2]) Steinthal S. 390 Anm.; vgl. VII 49. [3]) VII 78. [4]) VI 2 S. 337. [5]) s. o. S. 21 f. [6]) V 451. [7]) V 468. [8]) VI 2 S. 374. [9]) VII 90. 110. [10]) VI 2 S. 374. [11]) V 453; vgl. IV 287.

Beziehung den Anschauungen Humboldts, die oben bei Erörterung der Dingbegriffe als seiner Gesamttheorie entsprechend erkannt worden sind [1]). Erstens widerstreitet der rein logische Charakter, der hier dem den grammatischen Formen zugrunde liegenden Urtypus der Sprache gegeben wird, dem Prinzip, daß die Sprache „immer notwendig auf der Gesamtkraft des Menschen" beruhe [2]), und daß das Logische, das Sinnliche und das Emotionelle nicht von einander abzutrennen sei, sondern stets in Einheit als jene geistige Gesamtkraft wirke [3]). Und zweitens ist die hier behauptete allgemeine Gleichheit unvereinbar mit dem Grundsatz der Individualität, in der geistige Kraft notwendig sich darstelle [4]). In dieser Sphäre fällt also das Grammatische — sofern man hier noch von „Grammatik" reden darf — mit dem Reinen zusammen. In der „Erscheinung" jedoch, also in den individuellen Geistern, muß sich das Grammatische auch als Logisches sofort individualisiert darstellen. Eine „partielle" Individualisierung der in die Erscheinung übertretenden geistigen Urkraft, wie sie bei einem Verschiedenwerden im Sinnlichen und Emotionellen aber Gleichbleiben im Logischen stattfände, durchbräche das Prinzip von der Individualität alles Erscheinenden. Aber Humboldt vermochte auch hier von der alten Vermögenspsychologie nicht ganz loszukommen, so daß sich beide Anschauungen untrennbar mit einander verquicken. Er sagt zwar ganz im Sinne seiner metaphysischen Grundansicht: „Der allgemein grammatische Typus verliert seine abstrakte Begriffsnatur, sowie er in das gestaltenreiche Leben der Sprache eintritt". Aber er läßt die Individuation nicht im Ganzen des geistigen Aktes, einschließlich des eigentlichen Denkens, liegen, sondern nach ihm bringt zu dem an sich gleichen Denken erst die Einbildungskraft das Individualisierende hinzu [5]). Was sich mit dem „allgemeinen grammatischen Typus" in äußerer und innerer Weltanschauung angemessen verknüpfen kann, verweben geistreiche, mit Phantasie begabte Nationen in ihn [6]). Dieser Widerspruch verstärkt die Unklarheit, die schon bei den Dingbegriffen darüber herrschte; ob nach Humboldt das Reine im Sinne logischer Abstraktheit oder im Sinne geistiger Totalät zu nehmen sei. Schon dort stand der Auffassung, nach der der geistige Akt, der das Wort schafft, total und einheitlich sei, und nach der auch, das Reine im Sinne dieser Totalität verstanden werden muß, jene andere gegenüber, nach der die individualisierenden Momente dem Begriff durch die Sprache erst hinzugefügt werden, das „Reine" also mit dem Abstrakt-Logischen identisch sei [7]). Bei den Relationsbegriffen nun betont Humboldt den abstrakt-logischen Charakter des „Reinen" mit großem Nachdruck. Dieser Unterschied hängt zwar damit zusammen, daß in

[1]) S. 20 ff. [2]) VII 40. [3]) V 419. [4]) VII 38; vgl. VI 1 S. 120. [5]) VI 2 S. 350. [6]) VI 2 S. 374, vgl. ebd. S. 39. 28. 23. [7]) V 455; s. o. S. 21 f.

den Dingbegriffen ein dem Subjekt gegebener Stoff nur geformt wird, während die Relationen als in reiner Konstruktion aus dem Subjekt heraus frei gebildet angesehen werden. Aber darin liegt eben die Uneinheitlichkeit dieses Momentes der Humboldtschen Lehre, daß er diese reine Konstruktion als bloßes Verstandeswerk ansieht, während er andererseits doch den Geist immer nur in Totalität wirksam sein läßt. Ein Rest rationalistischer Befangenheit hindert hier die volle Durchführung der Grundlehre von dem individuellen Charakter alles Geistigen.

In der Frage nach dem logischen oder mehr als logischen Charakter des „Reinen" ist Humboldts Lehre bei den Dingbegriffen und den Relationsbegriffen also uneinheitlich. In dem Hauptpunkte jedoch, der in der Unterscheidung des „rein" und des „in Sprache" Gedachten überhaupt liegt, herrscht Übereinstimmung. Wie die Dingbegriffe, so sind die „allgemeinen Beziehungen" nach der Individualität der Sprachen tatsächlich verschieden. Auch das rein Logische ist nicht allen Sprachen „auf gleiche Weise" gemeinsam [1]. Es tritt also bei jeder Sprache „in die an sich allgemeine Natur der grammatischen Auffassung ein individuell spezifizierendes Prinzip" [2]. Diese Verschiedenheit liegt, wie bei den Dingbegriffen, so auch hier, nicht nur in der lautlichen Verkörperung; vielmehr ist auch „die bloß ideale Ansicht der grammatischen Verhältnisse bei den Nationen verschieden" [3], und es kommt auf die Tiefe und Lebendigkeit an, mit der sie in der Sprachgestaltung zu den ursprünglichen Gesetzen des Denkens aufsteigen [4]. So wird z. B. in mehr als einer Sprache das Passivum immer nur als Aktivum, bald mit umgestelltem bestimmtem, bald mit unbestimmtem Subjekt behandelt [5]. So bezeichnet ferner die Grammatik „nicht immer ausdrücklich, was als logische Form dem Inhalte des Gedankens sichtbar anhängt, und stellt dagegen Konstruktionen auf, welchen keine eigene logische Form entspricht. Von dem ersteren können die Fälle zu Beispielen dienen, wo Sprachen von einander abhängende, also in bestimmte logische Form gekleidete Sätze ohne grammatische Form bloß nebeneinander stellen; eine Konstruktion der letzteren Art sind dagegen die absoluten Partizipien, denen, in ihrer Eigentümlichkeit genommen, keine besondere logische Form entspricht. Wie die Sprache, als Versinnlichung des Gedanken, außerhalb des menschlichen Geistes, eine Welt einzelner Wörter, durch Laute gestempelter Begriffe, den Gegenständen gegenüberstellt, ebenso schafft sie eine nur aus ihr entspringende und nur ihr angehörende Andeutung der Gedankenverknüpfungen" [6]. Da es sich aber bei den grammatischen Formen selbst um eine Art Mechanismus in festen Beziehungen stehender Glieder handelt, um ein System von vorwiegend auf dem Verstande

---

[1]) V 453. [2]) VI 2 S. 390: vgl. VII 160 f. [3]) V 453; vgl. VI 2 S. 338; VII 143. [4]) VII 110. 157. [5]) V 453. [6]) VI 2 S. 349; vgl. V 459.

beruhenden Gesetzlichkeiten, so betont Humboldt andererseits doch auch wieder, daß in diesem Gebiet der individuellen Verschiedenheit „am wenigsten Raum gelassen“ sei. Das gilt auch von der Verbildlichung dieser Verhältnisbegriffe. Sie bedient sich nur einer spärlichen Auswahl von Vorstellungen — es sind namentlich solche der Person und des Raumes — aber gerade hier zeigen sich die „eigentlichen Tiefen des Sprachsinnes“ [1]).

Betrachtet man jedoch die Grammatik nicht bloß als das, was die einzelnen „Formen“ in sich begreift, sondern in höherem Sinne als das, was die Rede als Ganzes gestaltet, so zeigt sich darin die nationelle Verschiedenheit nicht weniger als bei der Begriffsbildung [2]). „Der Stoff der Rede, den die Wörter ausmachen, kann von außen hinzuströmen, und es kann ihm seine fremdartige Gestalt oft mit geringen Veränderungen gelassen werden. Aber die Form gibt der Redende selbst, er versteht nur auf seine Weise, drückt sich wieder nur ebenso aus, modelt und verknüpft die Elemente der Rede nach seinem langsameren oder schnelleren, stetigeren oder gern Mittelbegriffe überspringenden Gedankengange, nach der Klarheit seiner Anschaunng, der Schärfe seiner Ideenscheidung, der Bildungskraft seiner Phantasie, der Lebendigkeit seines Gefühls. Daher ist, wenn man in das Tiefste und Feinste eingeht, die Grammatik in allen Sprachen, oft in den am nächsten verwandten, verschieden, allein auch wieder in allen, auch den einander unähnlichsten, dieselbe, als Abdruck des allgemein menschlichen Ideenganges“ [3]). „Die Eigentümlichkeiten in diesem Teile der Sprache prägen sich aber nur zum kleinsten Teile in einzelnen Formen und bestimmten Gesetzen aus“ [4]); „gerade das Höchste und Feinste ... kann nur in der verbundenen Rede wahrgenommen oder geahndet werden“ [5]).

Von einem einheitlichen individuellen Prinzip wird eine Sprache also durchwaltet. Die Art, wie es sich in ihrer Grammatik darstellt, kann man die „Form“ dieser Grammatik nennen. Außer der Form des Denkens selbst, die Humboldt ja hier als rein logisch und darum allen Sprachen gemeinsam ansieht, liegt also in der Sprache „noch eine andere, ihr mehr eigentümliche, nicht sowohl das Wesen des Gedankens, als das Symbol, in welches die Sprache den Gedanken faßt, angehende. Beide befinden sich im Gebiet der Grammatik .... Was in der Sprache reines Denken ist, beruht auf der Urteilskraft und

---

[1]) VII 90.

[2]) VII 92; vgl. VI 2 S. 378. Der Widerspruch, den Steinthal (S. 357, Anm. 5—10) zwischen den (nach seiner Zählung bezeichneten) Stellen 97, 5—10 und 99, 7 ff sieht, löst sich dadurch, daß Humboldt dort die Bildung der elementaren grammatischen Formen, hier aber die „Art der syntaktischen Bildung ganzer Ideenreihen“ meint (VII 92; vgl. V 454), also das, was herkömmlicher Weise als Gegenstand der „Syntax“ von dem der „Formenlehre“ unterschieden wird. — Auch der andere „Widerspruch“ (zwischen 97, 5—10 und 92, 22 ff) wird in der vorliegenden Darstellung als milder aufgefaßt.

[3]) VI 2 S. 338. [4]) VII 92. [5]) VII 46, 48, 173; VI 1 S. 147.

dem Verstande, aber was die dem Gedanken Körper leihende Sprache hinzufügt, bedarf der schöpferischen Einbildungskraft, derselben, welche überhaupt eine Welt von Lauten zwischen den Menschen und die Wirklichkeit stellt. Da diese Kraft mehr oder weniger tätig und zeugend sein, den Gedanken mehr oder minder, wenn der Ausdruck erlaubt ist, in seiner Nacktheit lassen kann, so entsteht daher, daß man zu trennen versucht, was sich, Gedanke und Sprache, eigentlich nicht trennen läßt" [1]). —

Humboldts Untersuchnng der „allgemeinen Beziehungen" hat also ergeben, daß sie — wie schon die Bezeichnungen der Begriffe selbst — daß, was sie bezeichnen sollen, nicht „rein" darstellen, sondern nationell gebrochen. Und zwar wirkt auch hier außer der „idealen Ansicht" noch die lautliche Eigenart der Sprache individualisierend. Wie die „individualisierten Begriffe" so gehören auch die allgemeinen Beziehungen als sprachliche Erscheinungen nicht der Sphäre der Logik, sondern der der Einbildungskraft an. Das in den grammatischen Formen sich vollziehende Denken ist also weder in allen Sprachen gleich, noch sind die verschiedenen Sprachen ebenso viele verschiedene „Logiken" [2]). Worin für Humboldt die Lösung liegt, wird sich zeigen.

Was hier getrennt an Begriffen und Beziehungen dargestellt wurde, betont Humboldt auch für eine Sprache als Ganzes. Sie „modifiziert durch innere Selbsttätigkeit jede auf sie geübte äußere Einwirkung" [3]). „Wie der einzelne Laut zwischen den Gegenstand und den Menschen, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die innerlich und äußerlich auf ihn einwirkende Natur. Er umgibt sich mit einer Welt von Lauten, um die Welt von Gegenständen in sich aufzunehmen und zu bearbeiten". „Und da . . auf die Sprache in derselben Nation eine gleichartige Subjektivität einwirkt, so liegt in jeder Sprache eine eigentümliche Weltansicht". „Jede zieht um das Volk, welchem sie angehört, einen Kreis, aus dem es nur insofern hinauszugehen möglich ist, als man zugleich in den Kreis einer anderen hinübertritt" [4]). Wir denken „in Sprache" [5]). Den nationell- (und individuell-) subjektiven Charakter unseres Denkens hat Humboldt so mit allem Nachdruck festgestellt. —

3. Das antinomische Ergebnis der Vergleichung und die Achse des Problems

Humboldt wirft sich nun aber in der Abkehr vom Absolutismus der rationalistisch-naiven Begriffslehre nicht — etwa gewissen romantischen Neigungen der Zeit folgend [6]) — einem ebenso absoluten Relativismus in die Arme. Sondern er „relativiert" auch diesen wieder. Er schied, wie oben gezeigt wurde, „die

---

[1]) V 455. [2]) Mauthner II 64. [3]) VII 40. [4]) VII 60. [5]) V 386. 395. 323.
[6]) vgl. Haym S. 473.

Vorstellung des Gegenstandes selbst", d. h. seinen Begriff, von derjenigen, „welche das Wort, seiner Bildung und Entstehung nach, von ihm gibt"; aber er betonte — und darin liegt die entscheidende Wendung — daß „von diesen beiden Vorstellungen keine die andere aufhebt, sondern beide in ein gewisses Verhältnis zu einander treten" [1]). Desgleichen lag in der Sprache, soweit sie Verknüpfung der Begriffe ist, die „Form des vollendeten Denkens", allein auch noch jene andere, die Sprache als Symbol angehende, die Humboldt die „Form der Grammatik" nannte; auch von diesen beiden Formen des Denkens hob keine die andere auf [2]). So ergibt sich für Dingbegriffe wie für Relationsbegriffe eine Antinomie zwischen dem „rein" und dem „in Sprache" Gedachten. Was wir in Sprache denken, ist individualisiert, also subjektiv; aber auch das Reine, das Objektive, kann nur in Sprache gedacht werden, denn ohne Sprache ist alles wahre Denken unmöglich [3]). Bloß logisches Denken vermag aus dieser Antinomie nicht herauszuführen. Denn der Inhalt eines in Sprache Gedachten kann nicht zugleich objektiv rein und subjektiv gefärbt sein. Und doch zeigt die Erfahrung, daß in allem durch Sprache Gedachten beides besteht. Hier walten also Beziehungen ob, die nicht logisierbar sind, und der Geist ruht nicht, bis er auch für sie eine Konstruktion gefunden hat. Aber ihre Erfassung muß in einem anderen Geiste, einer anderen Sphäre geschehen. „Überall . ., wo im Menschen widersprechende Eigenschaften zu etwas Neuem verknüpft werden, da ist er gewiß, in seiner höchsten Natur zu erscheinen. Denn diese Eigenschaften widersprechen sich schlechterdings solange, als seine innere Geistesstimmung der wirklicheu Welt um ihn her gleicht, und es gibt kein anderes Mittel, sie zu vereinigen, als wenn man ihn aus dieser Beschränktheit hinweg in ein unendliches Feld versetzt . . ." [4]). Das gilt auch hier, d. h. die Metaphysik muß, da die Logik den Dienst versagt, ihre Stelle einnehmen und die Widersprüche der in der Erfahrung gegebenen Tatsächlichkeit lösen. Welchen Weg Humboldt geht, um aus der Antinomie zwischen dem „rein" und dem „in Sprache" Gedachten herauszukommen, wird der zweite Teil der Untersuchung zeigen. Die Vergleichung des „Wortes" mit dem „Begriff", die den ersten Teil bildete, drängt mit seinem subjektivistischen Ergebnis zum extremen Relativismus. Was wir denken, ist durch eine individuelle Sprache „gefärbt". Aber Humboldt überwindet ihn. Er bricht zwar seine Fesseln nicht, aber er macht sie dehnbar. Er gibt dem menschlichen Geiste zwar nicht die Kraft, die Schleier von dem Bilde der Wahrheit abzuziehen, aber er läßt ihn auch nicht in ewig gleicher Gebundenheit verharren; das hätte der idealistische Rhythmus, der ihn wie die ganze Zeit durchpulste, nicht gelitten. Der Rationalismus hatte das Denken

---

1) V 419; vgl. oben S. 21. 2) V 455 f. 3) VII 55. 4) II 158 f.

in Sprache übersehen, der Relativismus müßte das „reine" ignorieren oder entkräften; Humboldt aber läßt die Erfahrung walten und sagt: beides besteht und keines hebt das andere auf. Da also ihr Verhältnis logisch nicht erfaßt werden kann, errichtet der Idealismus auf dieser Erfahrungsgrundlage seinen metaphysischen Bau. Die Antinomie zwischen dem „rein" und dem „in Sprache" Gedachten ist die Achse, um die sich das ganze Problem dreht. Der Rationalismus glaubte den Ideenschatz einer Sprache deduktiv aus obersten allgemeinen Begriffen ableiten zu können. Humboldt dagegen hebt das „Wort" aus der bloß dienenden Funktion empor und stellt es als etwas Eigenes neben den Begriff. Das Wort ist nun nicht mehr bloß Schall, zufälliges und im Grunde gleichgültiges Zeichen für ein Gedachtes, das allein von höherem Belang wäre, sondern es ist ein Individuum mit eigenem Leben, das nicht in bloß logische Kategorien zu fassen ist. Indem Humboldt „Wort" und „Begriff" überhaupt miteinander vergleicht, sprengt er in einem ersten Schritt die Fesseln der rationalen Methode [1]). Die bloße Vergleichung ihrer Inhalte jedoch vermochte, dahin mündete der Gedankengang des ersten Teils der Untersuchung aus, keine denkbare Beziehung zwischen ihnen zu begründen. Wird Gedachtes bloß inhaltlich miteinander verglichen, so nimmt es der Geist als etwas fertig Vorhandenes, Starres, Statisches. Bei dieser Betrachtungsweise ist aus der Antinomie zwischen dem Wort als dem Subjektiven und dem Begriff als dem Objektiven nicht herauszukommen. Der Geist muß sich noch weiter umstellen, um zu begreifen, wie beides, das „rein" und das „in Sprache" Gedachte, bestehen kann, um dem gerecht zu werden, was die Erfahrung von der Wirklichkeit lehrt, d. h. von der Sprache, nicht wie sie in Abstraktion gedacht, sondern wie sie als tatsächlich erlebt wird. Es muß in einem zweiten Schritt ab vom Rationalismus die Wirklichkeitsbereitschaft des Geistes so weit wie überhaupt möglich erreicht werden. Und das vollzieht Humboldt durch die entscheidende Einsicht, die Sprache sei nichts Statisches, sondern ein Dynamisches, eine Lösung, zu der der Gang der Gedanken schon wiederholt drängte, und die nunmehr in ihrer ganzen prinzipiellen Bedeutung hervortreten wird. Dem Dynamismus stellt sich die Unvereinbarkeit des „Worts" als des Subjektiven und des „Begriffs" als des Objektiven in höherer Synthetis als überwunden dar. Dem Dynamismus wird die starr-dualistische Subjektiv-Objektivität des Sprachinhalts zur lebendig-einheitlichen Individual-Idealität. —

---

[1]) S. o. S. 17.

Zweiter Teil

Die Individual-Idealität der Erkenntnis durch Sprache

1. Überleitung: Der dynamische Charakter der Sprache.

Die Antinomie zwischen dem „in Sprache" und dem „rein" Gedachten ergab sich, weil die Untersuchung sich auf den Inhalt der Sprache beschränkte, weil sie „statisch" war. Die als notwendig erkannte Wendung von der Abstraktion zur Wirklichkeitsbereitschaft muß nun vollends durchgeführt werden. „Man muß die Sprache nicht sowohl wie ein totes Erzeugtes, sondern weit mehr wie eine Erzeugung ansehen" [1]). Sie ist nichts Ruhendes, sondern etwas „in jedem Augenblicke Vorübergehendes", „kein Werk (Ergon), sondern eine Tätigkeit (Energeia)" [2]). Sie hat „nirgends Dasein . . ., als in dem ewig sich wechselseitig erzeugende Akte des Sprechens und Denkens in Sprache", sie ist ja „Eins mit dem ganzen Denken und Empfinden des Menschen" [3]). Das Dasein des Geistes aber läßt sich „überhaupt nur in Tätigkeit und als solche denken" [4]). Worin das Wesen der menschlichen Individualität eigentlich besteht, bleibt ein undurchdringliches Geheimnis. „Sie ist das Leben des Individuum selbst, und der Teil, der von ihr erscheint, ist der geringste an ihr" [5]). Es ist Humboldts „innere Überzeugung", daß die Vielheit der menschlichen Individuen sich nur in der Erscheinuugswelt zeige, daß das Menschengeschlecht metaphysisch gesehen eine in realer Einheit bestehende Natur sei [6]).

„Alle Individualität" — und das gilt auch für die Wesen der organischen Natur — „beruht oder vielmehr spricht sich aus in einem Triebe . . . Der Trieb ist natürlich selbst bestimmt und bestimmt wiederum die Form des Lebens. Aller Unterschied unter dem Lebendigen, zwischen Pflanzen und Tieren, zwischen den mannigfaltigen Geschlechtern dieser letzteren, und unter den Menschen zwischen Nationen und Individuen beruht also allein auf der Verschiedenheit des Lebenstriebes und seiner Möglichkeit, sich durch Widerstand, den er findet, durchzuarbeiten [7]). Dieser „Grundtrieb der Individualität", ihr „Lebensprinzip", ist nicht mit „untergeordneten Begierden" zu verwechseln, geht aber doch „allem ausdrücklichen Wollen" vorher [8]), er ist „durch Einimpfung göttlicher Idee veredelt" [9]). Doch kann er sich „als etwas Unendliches . . . nie rein und ganz in der Erscheinung

---

1) VII 44, vergl. V 369, 370. 2) VII 45 f, III 138 f. 3) V 395. 4) VII 46, vgl. V 376 f. 5) III 138. 6) V 383. 7) III 199. 8) III 203 f. 9) III 199 f.

offenbaren". „Was hier Trieb genannt wird, heißt vielleicht richtiger selbsttätige Idee".[1]

Die Idee ist aber nicht als „fertig daliegend zu denken, als führte sie nur sich selbst nach und nach aus" denn „das Walten der Grundkräfte der Natur", das für Humboldt „der Inbegriff und die Norm aller Ideen" ist, besteht in einer sich erst durch ihr eigenes Wirken bestimmenden Tätigkeit"[2]. Die Ideen sind aber nur Teilerscheinungen der einen Uridee. In dieser Uridee stellt sich, „wie in einem Spiegel", das Wesen der Grundkraft dar, die alles Seiende durchwirkt[3].

Jener „Grundtrieb, das Lebensprinzip der Individualität", ist es also, der sich im Menschen vergeistigt. Auch das menschliche Individuum „ist eine in der Wirklichkeit dargestellte Idee; die physische Lebenskraft ein in jedem Moment erneuertes Streben, der Idee des Organismus, die moralische dasselbe Bestreben, der des eigentümlichen geistigen Charakters in der Wirklichkeit Geltung zu verschaffen. Insofern daher das Leben als eine fortwährende Schöpfung und der Charakter als das Resultat derselben erscheint, kann und muß jenes wie eine Kunst und dieser wie ein Kunstwerk betrachtet werden. Wie es nun dem Kunstgenie angehört, die zwiefachen Bedingungen der Idee und der Erscheinung, denen zugleich jedes Kunstwerk unterworfen ist, so harmonisch aufzufassen und zu steigern (da das Schöne nie durch Nachlassen, an welcher Forderung es auch sei, hervorgebracht wird), daß die einen nur für die anderen geschaffen scheinen; wie dasselbe den unteilbaren Punkt auffindet, in welchem sich, nach gewaltigem Ringen, das Unsichtbare mit dem Sichtbaren zur Darstellung vermählt; ebenso tut dies auch das Genie im Leben, und am meisten das höchste aller Genies, das eines ganzen lebendig zusammenwirkenden Volks"[4]. So ist auch die Weltgeschichte als das Leben der Menschheit, dieser metaphysisch realen Einheit, nichts als das Streben nach Verwirklichung der durch die Menschheit darzustellenden Idee"[5].

---

[1] III 204 Während hiernach die Ideen herrschen, soweit überhaupt lebendiges Dasein reicht, sieht die Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtschreibers die Individualitäten der organischen Natur nicht in gleichem Sinne als Verkörperungen von Ideen an wie die der geistigen Welt. „Die Idee kann sich nur einer geistig individuellen Kraft anvertrauen." In der anorganischen Welt scheint nicht Raum für sie zu sein. In der organischen gibt es aber doch wenigstens „Analoga von Richtungen", wie sie als Auswirkung von Ideen im geistig-geschichtlichen Leben zu beobachten sind (IV 53 f). — Während ferner hiernach die Ideen nur getrübt in der Erscheinungswelt auftreten, sagt die Einleitung in die Kawisprache von der „schaffenden Natur": „In allen ihren Schöpfungen bringt sie eine gewisse Zahl von Formen hervor, in welchen sich das ausspricht, was von jeder Gattung zur Wirklichkeit gediehen ist und zur Vollendung ihrer Idee genügt" (VII 18). Doch kann auf Schwankungen Humboldts in Materien, die nicht zum eigentlichen Gegenstande der vorliegenden Untersuchungen gehören, nicht eingegangen werden (vgl. o. S. 12.). [2] III 204. [3] III 346, vgl. 216. [4] III 198 f, vgl. IV 54. [5] IV 55.

„Eine der Seiten, von welchen aus die allgemeine menschliche Geisteskraft in beständig tätige Wirksamkeit tritt", ist nun die Sprache. Und so sieht Humboldt in ihr „das Streben, der Idee der Sprachvollendung Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen" [1]. Doch läßt sich die Sprache nicht eigentlich von den übrigen Seiten menschlicher Geistesbetätigung absondern, sie ist vielmehr Eins mit der gesamten.

Subjektiv gesehen, „in seinen menschlichsten Beziehungen", ist das Denken „eine Sehnsucht aus dem Dunkel nach dem Licht, aus der Beschränkung nach der Unendlichkeit" [2]. Denn jede „geistige Individualität" muß „als eine Beschränkung der allgemeinen Natur, eine Bahn, in welche der Einzelne eingezwängt ist", angesehen werden, „da jede Eigentümlichkeit dies nur durch ein vorherrschendes und daher ausschließendes Prinzip zu sein vermag. Aber gerade durch die Einengung wird die Kraft erhöht und gespannt" [3]. „Das Ahnden einer Totalität und das Streben danach ist unmittelbar mit dem Gefühle der Individualität gegeben [4].

Das wahre Wirkliche in Natur und Menschenwelt besteht zwar in der Herrschaft der Ideen; es liegt aber, da diese als etwas Unendliches sich nie rein und ganz offenbaren, sondern der Stoff ihrer Verkörperung Widerstand entgegensetzt, in der Sinnenwelt nicht so „offen da, daß man es rein abzulösen vermöchte", sondern seine Wurzeln müssen erst aufgesucht werden [5]. So muß der Naturforscher von der „Herzählung und Schilderung der Teile, dem Messen der Seiten und Winkel" auf die „Vorstellung der Form des allgemeinen und individuellen Daseins der Naturkörper" zurückgreifen, der Geschichtsschreiber von der „nackten Absonderung des wirklich Geschehenen", die „kaum das Gerippe der Begebenheit" gibt, auf die „Form alles Geschehenden", auf den „inneren ursachlichen Zusammenhang", in dem „alles Wirkliche, als eine notwendigen Kette", steht [6]. Das Erfassen des Seienden von den Ideen her ist das „Erkennen der wahren Gestalt, das Herausfinden des Notwendigen, die Absonderung des Zufälligen . . ." [7]. Inwiefern die Erkenntnis zu diesem Geschäft der Sprache bedarf, wird Gegenstand späterer Darlegung sein [8]. —

Diese allgemeinen Überzeugungen Humboldts geben auch seiner Auffassung vom Wesen des Denkens in Sprache die Gestalt.

Sie führen auch aus jener Antinomie heraus, zu der der Gedankengang im ersten Teil der vorliegenden Untersuchung gelangte. Der Widerstreit zwischen dem „rein" und dem „in Sprache" Gedachten ist nur eine im Menschengeiste subjektiv

---

1) VII 20. 2) VII 54. 3) VII 24, III 138. 4) VII 37, 56, II 136 f, vgl. Spranger 146. 5) III 140, 204, 198, 289 f, IV 45, 56, VII 193. 6) IV 35 ff. 7) IV 41. vgl. II 128 ff. 8) s. u. S. 70 f.

gespiegelt sich gebende Teilerscheinung jenes die Welt erfüllenden Widerstreites zwischen dem „Unsichtbaren" und dem „Sichtbaren". In dem „Reinen" ragt dieses Unsichtbare in die Geisteswelt des Menschen, die ja die seiner Sprache ist, hinein, und der Begriff des „Triebes" ist es, der zwischen beiden die Beziehung setzt. Das Reine ist das Ideale, dem das in Sprache Individualisierte zustrebt und das darum virtuell diesem innewohnt; nichts Fertiges, sondern eine „unmeßbare Größe" [1]), die man aber wenigstens „der Richtung nach" bestimmen kann [2]). Und wenn der Mensch Gedanken und Wort, trotzdem sie „untrennbar ineinander verwachsen" sind, doch scheidet und „häufig über die Begrenzung der in jedem Augenblick gegebenen Sprache" hinausgeht, so kann es wieder nur der Richtung nach geschehen; es „treibt" ihn „auf den Gedanken" [3]).

In zwiefacher Beziehung stellt sich also Humboldts Sprachauffassung zu der des Rationalismus in Gegensatz: Die Erkenntnis, daß die Sprache nicht logischer, sondern allseitig-geistiger Natur sei, verstrickt zunächst in die Antinomie zwischen dem Begrifflichen und dem Sprachlichen. Erst der zweite Schritt bringt die Lösung: „Nichts in ihr ist statisch, alles dynamisch" [4]). Erst damit ist auch die zweite große Abstraktion gefallen. —

Nachdem somit dargestellt wurde, daß es der Begriff des Triebes als des Lebensprinzips der Individualität ist, der Humboldts Stellung zur Frage nach dem Erkenntnischarakter des Denkens in Sprache bestimmt, kann nunmehr dem Hauptgedankengange weiter gefolgt werden.

2. Die Sprache nicht Gefäß der Wahrheit sondern Weg zu ihr.

Es war festgestellt worden:

1. daß allem, was der Mensch denkt, Subjektivität beigemischt ist;
2. daß das bloße Denken von dem in Sprache individualisierten nicht rein abzuscheiden ist;
3. daß dennoch beides in der Sprache besteht und ein gewisses Verhältnis zu einander hat;
4. daß der Kraftbegriff zwischen ihnen die Beziehung setzt; d. h. der Geist strebt aus der Beschränktheit, die ihm die Individualität der Sprache auferlegt, hinaus zum Objektiven.

So sind die Sprachen „nicht eigentlich Mittel . . ., die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher Unerkannte zu entdecken" [5]). Über die Erkennbarkeit selbst hat sich Humboldt in der Abhandlung über das vergleichende Sprachstudium nicht völlig klar geäußert. Er sagt zwar: „Die Summe des Erkennbaren liegt . . zwischen allen Sprachen und unabhängig von ihnen in der Mitte" [6]), und Mauthner [7]) schließt

---

[1]) VI 2 S. 350. [2]) V 424, [3]) V 323. [4]) V 369. [5]) IV 27. [6]) ebd. [7]) II 69.

daraus, „der Erfinder der inneren Sprachform“ habe „die letzte Welterkenntnis außerhalb jedes möglichen Sprachgebrauchs für möglich“ gehalten. Aber Humboldt bezeichnet dieses „Erkennbare“ doch gleich, weniger absolut, als das von dem menschlichen Geiste erst zu bearbeitende Feld“, dem sich der Mensch „nicht anders als nach seiner Erkennungs- und Empfindungsweise, also auf einem subjektiven Wege nähern“ (!) könne. Und ferner steht dem später noch eingehend zu behandelnden Satze, die objektive Wahrheit gehe aus der ganzen Kraft der subjektiven Individualität hervor, anderes gegenüber, nachdem das Objektive doch nur „stückweise und fortschreitend“ gewonnen wird und doch immer das „zu Erringende“ bleibt [1]).

Ist die Abhandlung selbst in diesem Punkte, wenigstens was die Formulierung betrifft, auch uneinheitlich, so lassen doch die späteren Arbeiten Humboldts vollends keinen Zweifel und es folgt mit Notwendigkeit aus der dynamistischen Auffassung der Individualität, daß ihre Überwindung nie völlig gelingen kann, da mit dem Erreichen des Objektiven der Trieb, in dem ihr Wesen liegt, kein Ziel mehr hätte. „Das Menschengeschlecht kann nicht als zu einem Zwecke bestimmt angesehen werden, der wie ein Werk, oder die Befolgung eines Gebots, die innere Übereinstimmung mit einer Maxime, einmal seinen Endpunkt erreicht. Es ist zu einem Entwicklungsgange bestimmt, in dem wir keinen endlichen Stillstand, an erreichtem Ziele wahrnehmen, der vielmehr jeden solchen Stillstand, seiner Idee selbst nach, zurückweist“ [2]). Das gilt auch für die Erkenntnis durch Sprache [3]), und in diesem Sinne wird auch jene „Erkennbarkeit“ und jenes „Hervorgehen“ zu fassen sein [4]).

a) Das Überschwanken des Worts über den Begriff.

In dem Streben, die Schranken seiner Individualität zu überwinden, kommt dem Menschen nun „auf eine wahrhaft wunderbare Weise die Sprache zu Hilfe“ [5]), und zwar vermöge dessen, was Humboldt das „Überschwanken“ nennt, das Überschwanken des voll-individuell genommenen „Wortes“ über den abstrakten Begriff. Dieses Überschwanken geschieht in doppeltem Sinne. Zunächst ist das Wort nationell individualisiert und insofern „mehr“ als der bloße Begriff. Ferner aber muß dieser nationell individualisierte Inhalt innerhalb der nationellen Gleichförmigkeit wiederum den verschiedenen personellen Individualitäten zum Werkzeug dienen [6]). Das Wort hat ja den Begriff nicht bis aufs letzte individualisiert; es ist vielmehr selbst wieder „nur eine allgemeine, auf verschiedene, jedoch durch seine Natur beschränkte Weise individualisierbare Form“ [7]). Das Wort enthält „nicht einen schon geschlossenen Begriff, sondern regt bloß

---

[1]) IV 28. [2]) VI I. S. 125. [3]) vgl. auch VII 157. [4]) vgl. auch oben S. 36. [5]) ebd. [6]) VII 168. [7]) V 418 vgl. oben S. 19 f.

an, diesen mit selbständiger Kraft, nur auf bestimmte Weise zu bilden"[1]). So ist „das Verstehen ... kein Zusammentreffen der Vorstellungsweisen in einem unteilbaren Punkt, sondern ein Zusammentreffen von Gedankensphären, von welchen der allgemeinere Teil sich deckt, der individuellere überragt"[2]). Dasselbe Lautgebilde hat eine wechselnd verschiedene Geltung, „und es ist, als wenn bei jedem Ausdruck etwas durch ihn nicht absolut Bestimmtes gleichsam überschwankte"[3]).

b) Der Gehalt des Individuellen der Sprache.

α Der sachliche Gehalt des Überschwankenden.

αα Was diesem Überschwankenden aber seine Bestimmtheit gibt, ist der Verknüpfungszusammenhang, in welchem die Worte aufgefaßt werden, und diese Verknüpfungen vermittelt nach Humboldt eben die Sprache.

Jedes Wort und darüber hinaus jede Verbindung von Worten ist ja eingebettet in ein Netz von Beziehungen, in denen das Zusammenwirken der ganzen Seelenkraft sich darstellt, aus deren untrennbarer Verschlungenheit aber doch das Logische, das Sinnliche und das Emotionelle als die drei hauptsächlichsten Richtungen hervorleuchten, nach denen das Wort die Seele anregt[4]).

Das Wort in seiner Einheit vermag eine große Zahl einzelner Dinge unter seinem Begriff zusammenzufassen, und es ist selbst wieder, als lautliches und als geistiges Gebilbe, Element eines bis ins Unbestimmte ausdehnbaren und variierbaren Systems von Beziehungen[5]). So heftet sich die Sprache „an alles Vorhandene, Körperliche, Einzelne, Zufällige" und spielt es „in ein idealisches, geistiges, allgemeines, notwendiges Gebiet" hinüber[6]). Sie gleicht in lautlicher wie in geistiger Beziehung einem „Gewebe", dessen Grundteile in steigender Zusammenfügung Ganze bilden, „welche das Streben in sich tragen, Teile neuer Ganze zu werden"[7]).

Das Denken behandelt nie einen Gegenstand, isoliert und braucht ihn nie in dem Ganzen seiner Realität. Es schöpft nur Beziehungen, Verhältnisse, Ansichten ab und verknüpft sie. Der ausgedrückte Gegenstand soll also „nur nach dem Bedürfnis des Gedankens vorgestellt" werden[8]), was das Wort durch die schneidende Einfachheit seiner sinnlichen Form unmittelbar anzeigt. Zu den „bloß auffassenden Seelenkräften" tritt hier die Selbsttätigkeit des Geistes[9]). Das Wort, als ein „Wesen einer durchaus eigenen Natur", hat insofern mit einem Kunstwerk Ähnlichkeit, „als es durch eine sinnliche, der Natur abgeborgte Form eine Idee möglich macht, die außer aller Natur ist". „Diese außer aller Natur liegende Idee ist gerade das, was allein die Gegenstände der Welt fähig macht, zum Stoff des Denkens und Empfindens gebraucht zu werden"; die Unbestimmtheit ihres Gegenstandes

---

[1]) VII 169 f. [2]) V 418 f. [3]) VII 176. [4]) s. o. S. 20 f. [5]) VII 66 f, 57. [6]) VI l. S. 123. [7]) VII 70. 66 f. [8]) III 140. [9]) III 170, vgl. V 431, 402.

bietet dem Denken die Möglichkeit immer neuer Übergänge dar [1]). Erst in dem also die „reale Macht der Erscheinung" durch Idealität gebrochen wird [2]), erst indem die Sprache „den Eindruck der Wirklichkeit auf die Sinne und die Empfindung in das als Organ des Denkens eigen vorbereitete Gebiet der artikulierten Töne hinüberführt, wird die Verknüpfung der Gegenstände mit den klaren und reinen Ideen möglich, in welchen der Weltzusammenhang ans Licht tritt [3]). —

ββ Die Allgemeinheit und Notwendigkeit, die in dieser Formalität der Sprache liegt, ist also nicht logischer Natur; sie ist nicht auf das rein Begriffliche der Gegenstände gerichtet, sondern auf ihre mehr als verstandesmäßige Idealität. In ihr ruht ihr eigentliches Sein. Die innere Formalität des in Sprache geschehenden Denkens ist also die Brücke von der Erscheinung der Dinge zu ihrem wahren Wesen, das so wenigstens mittelbar erfaßt wird. In ihrer Idealität vermag der Geist die Dinge aber nur symbolisch zu fassen, und das geschieht immer aus der besonderen Grundstimmung heraus, die in der bestimmten Individualität einer Nation liegt. „Denn die Sprache muß erst durch ein noch dunkles und unentwickeltes Gefühl in die Kreise eingeführt werden, über die sie ihr Licht ausgießen soll" [4]). So sind die Worte Symbole, die mit den Dingen, welche sie darstellen, durch den Geist, in dem sie entstanden sind und immerfort entstehen, sich in einen mystischen, aber tief im Wirklichen wurzelnden Zusammenhange befinden; sie enthalten die Gegenstände der Wirklichkeit „gleichsam anfgelöst in Ideen" und somit unbeschränkt verknüpfbar [5]). Die Totalität von Verknüpfungen, die das Wort als Individuum weckt, ist das Moment, in dem sich die Sprache am tiefsten mit der Kunst verwandt zeigt. Beide streben, das Unsichtbare sichtbar zu machen, ihre Gegenstände in ihrer Ganzheit zu vermitteln, ihre Idee sinnlich darzustellen, sie mit dem Stoff zu innigster Durchdringung zu vermählen [6]). Und wie aus der Individualität des Wortes die „Objektivität" hervorstrahlt, so macht auch das Kunstwerk „die in der wirklichen Erscheinung verdunkelte innere Wahrheit der Gestalten offenbar„ [7]).

γγ Wie die Sprache aus der allseitig sinnlichen Erfassung der Dinge durch den primitiven Menschen hervorquillt und also sozusagen aus der denkbar größten Wirklichkeitsnähe stammt, lo leitet sie umgekehrt wieder zu dieser hin, indem das Wort, in seiner vollen Individualität genommen, die Seele auf eine

---

[1]) III 169. [2]) vgl. V 111. [3]) Bei Steinthal S. 289; Anm. 4—28; ein Satz, der V 387 ohne Bemerkung ausgelassen ist. [4]) VII 33. [5]) VIII 131. [6]) IV 433; III 169; VII 95.
[7]) IV 42; vgl. Spranger S. 392 u. 323 f, wo dieses ganze Problem an die Kantischen Begriffe der ästhetischen Idee und der Vernunftidee angeknüpft wird.

dem Gegenstande angemessene Weise stimmt [1]). Das ist nur in der Muttersprache möglich. Nur in ihr wird dem „Stoffe" sein volles Recht erhalten. Er ist ja in sich „mit ihr verwandt", denn „alles, was Jahrhunderte hindurch auf ein Volk einwirkt", findet in ihr, „die ja selbst dadurch mitgebildet ist, freiwillig erwidernde Begegnung" [2]). Indem ein Wort-Individuum nach dem ganzen Reichtum seines Inhalts erfaßt wird, sind alle die vielfältigen Beziehungen lebendig, in die der eigentliche Gegenstand durch die generationenalte subjektive Bearbeitung während des Gebrauchs gebettet wurde. Von diesen Verknüpfungen verwendet der bloße Verstandesgebrauch, soweit er im strengen Sinne möglich ist, nur diejenigen, welche dem eigentlichen logischen Begriff des Wortes angehören; die übrigen scheidet er ab. Was er von der Wirklichkeit gibt, ist also nur eine einseitige Auswahl. Der Wirklichkeitsgehalt der Sprache aber quillt „aus der Fülle schaffender Kräfte . . ., aus der Anschauung, der Einbildungskraft, dem Gefühl. Nur von diesen hat sie Stoff und Bereicherung zu erwarten; von der Bearbeitung durch den Verstand, wenn dieselbe darüber hinausgeht, dem Stoff seine volle Geltung in klarem und bestimmtem Denken zu verschaffen, eher Trockenheit und Dürftigkeit zu fürchten" [3]). Der Verstand ist nur eine ordnende, keine schöpferische Geisteskraft.

Ein System künstlicher Zeichen gäbe „nur die abgezogenen Begriffe der äußeren und inneren Welt wieder; die Sprache aber soll diese Welt selbst, zwar in Gedankenzeichen verwandelt, aber in der ganzen Fülle ihrer reichen, bunten und lebendigen Mannigfaltigkeit enthalten" [4]). Indem die Seele die Sprache in ihrer ganzen, ihr eigenen Natur auf sich wirken läßt, empfängt sie allerdings nicht die Sache bloß an sich selbst, sondern getragen von einer individuellen Auffassung. Diese ist aber als Inbegriff dessen, was die ganze Nation in die Worte gelegt hat, als Niederschlag der Welterfahrung vieler Millionen von Menschen in hohem Maße geläutert [5]), also von großem Wirklichkeitsgehalt, der weit hinausgeht über das, was der eigentliche Begriff in sich schließt. Diesen reichen Gehalt vermag die Seele aber nur zu erfassen, wenn sie selbst ihm ihre volle Individualität entgegenbringt. Das heißt: „Die Verknüpfungen wachsen . . . . den Begriffen nur dann wirklich zu, wenn das Gemüt in innerer Einheit tätig ist. . . . Dann wird keine Seite, von welcher der Gegenstand einwirken kann, vernachlässigt, und jede dieser Einwirkungen läßt eine leise Spur in der Sprache zurück". Nur einer durch Waltenlassen der Sprache erhöhten Subjektivität strahlt „eine vollendete Objektivität" entgegen [6]).

Es ist also das Streben der Sprache, die Erkenntnis der Objekte in ihrer Allseitigkeit zu vermitteln. Dieses Streben

---

[1]) III 169. [2]) VI 1 S. 123; vgl. III 3. [3]) V 127. [4]) V 112. [5]) IV 24 ff, III 168 f. [6]) VII 176; vgl. IV 27.

scheint jener Tendenz der Sprache entgegenzuwirken, das Einzelne, Körperliche der Wirklichkeit in ein Allgemeines, Geistiges überzuführen; denn die Idealisierung muß doch durch Opfer an materieller Bestimmtheit erkauft werden. Aber es scheint nur so. Denn auch die Totalerfassung, die aus der höchsten Individualität angerungen wird, gibt ja nicht ein bloßes Abbild des Wirklichen. Sondern das Wirkliche wird um so getreuer aufgenommen, je völliger es gelingt, es in allen seinen Verknüpfungen zu erfassen [1]); der Stoff der Erkenntnis wird nicht als solcher, sondern als Formalität gewonnen. So wölben sich schließlich beide Tendenzen in eine zusammen: das reichste Empfangen geschieht in Selbsttätigkeit, die vollste Wirklichkeit stellt sich dar als gesteigertste Formalität, in der die Individualität zur Idealität emporstrebt.

β Das Überschwankende als Ausdruck geistiger Individualität.

Dasjenige, was durch das Überschwankende vermittelt wird, ist nun aber nicht bloß materiell ein Mehr gegenüber dem bloßen Begriffsinhalt, sondern es ist auch Ausdruck der bestimmten geistigen Individualität, mit der der Sprechende das Wirkliche als Gegenstand seiner Rede auffaßt. Diese Individualität teilt sich durch die Sprache an und mit der Sache selbst dem Hörenden mit. Der Geist ist auf die Sache gerichtet und empfängt den Eindruck der Individualität nur als ihre Fassung. Indem die Sprache die Sache selbst mitteilt, läßt sie zugleich „in das Innere des Sprechenden schauen“ [2]).

„Was auf diese Weise durch die Sprache durchscheint“, ist nicht einzeln, materiell in ihrem lautlichen Körper angedeutet, sondern modifiziert alle der Sache dienenden „Andeutungen“ nur formell. [3])

Individualität und Sache, Subjektives und Objektives: eins kann nicht ohne das andere erfaßt werden, sondern nur am anderen. In Lauten eigens verkörpert ist nur das Materielle der physischen und geistigen Welt; Individualität erscheint nur an ihnen als eine Art quantitativer Modifikation, das materiell Angedeutete „gleichsam nur mit einem Hauch umschwebend“ und darum schwer zu erkennen. Humboldt sieht darin, „die wirkende Kraft“, d. h. die individuell sich darstellende geistige Urkraft . . . . „unmittelbar als solche“ sich äußern; wenn er sich des zwiefachen Inhalts des Ueberschwankenden bewußt geblieben wäre, hätte er hier wohl betont, daß dieses „Durchschimmernde“ auch seinen materiellen Wert hat [4]). Gerade in der Unmittelbarkeit ihrer Äußerung zeigt sich der unbegriffliche Charakter der Individualität.

---

[1]) vgl. IV 433. [2]) VII 178, 194.
[3]) Wir können uns dieser Termini „materiell“ und „formell“ hier bedienen, da der Unterschied von Charakter und Form der Sprache für unsere Frage nicht von Belang ist; vgl. Steinthal S. 496, Anm. 21, 28.
[4]) VII 178.

So vermittelt das Überschwankende zweierlei: das Objekt in reicherer Erfassung seiner Wirklichkeit, als es durch den Begriff selbst geschieht, und die Individualität, in der diese reichere Erfassung begründet ist. Aber da das materielle „Mehr", das im Überschwankenden steckt, in den Begriff selbst nicht aufgenommen ist, erscheint es nicht als Stoff, sondern ist als solcher vernichtet und nur als Form erhalten [1]).

Wegen dieser Eigenart der Sprache, in der ihre Intellektualität zum Ausdruck kommt, kann das Geistig-Individuelle, auch wo es selbst zum Objekt der Erkenntnis gemacht wird, d. h. als „Stoff zu Begriffen gestemmpelt werden soll" [2]), nur an Sachen zur Darstellung kommen, obwohl es doch eine eigene ursprüngliche Potenz in der Wirklichkeit ist. Es kann also auch hier nur im Überschwankenden erfühlt, nie aber völlig ausgedrückt werden [3]).

Aber Humboldt übergeht die hier gemachte prinzipiell notwendige Unterscheidung zwischen der Erkenntnis des Individuell-Wirklichen überhaupt und der Erkenntnis der geistigen Individualität und vermischt in dem genannten Kapitel der „Einleitung" beide Fälle miteinander [4]). Es handelt sich ja auch beidemal um dieselbe Totalerkenntnis, und der Unterschied liegt, mehr graduell, darin, ob sie im Hinblick auf die Sache oder die Individualität angestrebt wird. Humboldts Sprachtheorie hat eben keine systematisch erkenntnistheoretischen Ziele.

3. Der „wissenschaftliche" und der „rednerische" Gebrauch der Sprache.

Erkennen heißt also, die Dinge in ihrer sprachgeistigen Verknüpftheit erfassen. Diese Verknüpftheit kann allerdings, je nach der „auffassenden Stimmung", mehr oder weniger wirksam werden; es kommt darauf an, „ob die Sprache auf ein inneres Ganzes des Gedankenzusammenhanges und der Empfindung bezogen, oder mit vereinzelter Seelentätigkeit einseitig zu einem abgeschlossenen Zwecke gebraucht wird" [5]). Diese beiden Arten, die Worte zu behandeln, trennt die Abhandlung „Über das vergleichende Sprachstudium" als den „wissenschaftlichen" und den „rednerischen Gebrauch der Sprache", Bezeichnungen, an denen Humboldt selbst nicht recht Genüge findet. „Der erstere ist zugleich der der Geschäfte, der letztere der des Lebens in seinen natürlichen Verhältnissen" [6]). Es handelt sich nun aber bei dem wissenschaftlichen und dem rednerischen Gebrauch der Sprache nicht um bloße Arten, Begriffe verschieden zum Ausdruck zu bringen, sondern, da unser Denken, sich ja in Sprache vollzieht, um verschiedene Arten der

[1]) vgl. oben S. 21. [2]) IV 22. [3]) vgl. VII 182. Der Ausdruck des Indivudellen in der artikulierten Sprache, von dem hier gesprochen wird, ist wohl zu unterscheiden von dem unmittelbaren Affektausbruch, der sich ebenfalls der Laute, allerdings unartikulierter, bedient. [4]) z. B. VII 178 f. [5]) VII 176. [6]) IV 29.

Begriffsvergegenwärtigung, um Momente der eigentlichen Erkenntnistätigkeit. Andererseits befaßt sich Humboldt aber auch nicht mit der Frage der Richtigkeit der Begriffsbildung selbst, der Kongruenz des logischen Begriffsinhalts mit dem, was er bezeichnen soll, sondern beschränkt sich auf die Erörterung, inwiefern die Form, in der die als Ganzes hingenommene begriffliche Materie des Wortes nun in der (in Sprache geschehenden) Anwendung durch den Geist wirksam wird, Art und Grad der Erkenntnis bedingt [1]). Es handelt sich bei dem wissenschaftlichen und rednerischen Gebrauch also nur um Momente der eigentlichen Erkenntnistätigkeit. Daß er diese selbst vom Standpunkt seiner besonderen Auffassung vom Wesen des Sprachdenkens nicht näher theoretisch erwogen hat, ist sehr zu bedauern. Aber Humboldt nahm die nach Kants Wesensbestimmung des naturwissenschaftlichen Begriffs der Lösung harrende entsprechende Aufgabe für die geisteswissenschaftliche Begriffsbildung nicht auf. Ihm lag das Theoretisieren im Gebiete des rein Gedanklichen nicht. Er setzt vielmehr erst ein, wo der Anteil der Sprache an dem in lebendiger Rede aktualisierten Vorstellungsinhalt der allgemeinen Begriffe in die Erscheinung tritt, also bei der Begriffsvergegenwärtigung.

Den Unterschied beider Gebrauchsarten der Sprache gründet Humboldt auf die Wahl, das Wort mehr als „Abbild", oder mehr als „Zeichen" zu nehmen, denn die Sprache vereinigt beide Eigenschaften, aber — als Gebilde eigener Art — doch nur in gewisser Weise, sie ist „nicht ganz Produkt des Eindrucks der Gegenstände, und nicht ganz Erzeugnis der Willkür der Redenden" [2]). Und so sagt Humboldt auch negativ: „So wenig das Wort ein Bild der Sache ist, die es bezeichnet, ebenso wenig ist es auch gleichsam eine bloße Andeutung, daß diese Sache mit dem Verstande gedacht oder der Phantasie vorgestellt werden soll. Von einem Bilde wird es durch die Möglichkeit, sich unter ihm die Sache nach den verschiedensten Ansichten und auf die verschiedenste Weise vorzustellen, von einer solchen bloßen Andeutung durch seine eigene bestimmte sinnliche Gestalt unterschieden" [3]).

Der wissenschaftliche Gebrauch also will nun — kraft der „Abstraktion" — „die eigentliche Wirkung der Sprache als eines selbständigen Stoffes vertilgend, dieselbe nur als Zeichen ansehen". Er „versucht jede Subjektivität von dem Ausdruck abzuschneiden, oder vielmehr das Gemüt ganz objektiv zu stimmen [4]), was ihm nur gradweise gelingen kann. Beim „rednerschen Gebrauch" dagegen wird das Wort mehr als „Abbild" behandelt, d. h. das „Gemüt" nimmt, indem es alle Pforten seiner Empfänglichkeit öffnet, die volle Einwirkung des eigentümlichen Stoffes der Sprache" auf [5]).

---

[1]) vgl. VII 192. [2]) IV 29; vgl. VII 176 Anm. 1. [3]) III 169. [4]) IV 29. 30. [5]) IV 29.

4. Ihre Anwendungsgebiete. Der niedere und der höhere wissenschaftliche Gebrauch der Sprache.

Nach allem, was oben über den hohen Wirklichkeitsgehalt der individuellen Sprachform ausgeführt wurde, drängt sich die Frage auf, worin denn der Wahrheitscharakter bestehe, der diesem wissenschaftlichen Gebrauch der Sprache noch innewohnen könne. Hier scheint doch ein innerer Widerspruch vorzuliegen, und es muß klargestellt werden, welches die Anwendungsgebiete sind, denen Humboldt die beiden „Gebrauchsarten" der Sprache zuweist.

Da „die objektive Wahrheit aus der ganzen Kraft der subjektiven Individualität hervorgeht"[1]), erscheint der „wissenschaftliche" Gebrauch der Sprache dem „rednerischen" gegenüber in der „Abhandlung" zweifellos als subaltern. Er wird den „Wissenschaften der reinen Gedankenkonstruktion" und „gewissen Teilen und Behandlungsarten der Erfahrungswissenschaften", d. h. doch wohl der Naturwissenschaften zugewiesen, während der „rednerische Gebrauch" in dem Erkenntnisgebiet herrscht, das in der „Poesie, Philosophie und Geschichte" seinen Mittelpunkt hat[2]). Die „Geisteswissenschaften" nehmen hier schon ihrer Materie nach einen höheren Rang als die exakten Naturwissenschaften ein. Aber das ist doch nicht die von Humboldt sonst vertretene Meinung. Er unterscheidet vielmehr — das zeigen seine anderen Schriften mit voller Klarheit — in allen Gebieten der Wissenschaft ein niederes und höheres Forschungsstreben. Das niedere äußert sich in den „Erfahrungswissenschaften, Geschichte und Naturkunde", mehr als „einseitiges Hangen an der Erfahrung", während es in der Philosophie „bei der bloß logischen Entwicklung der Begriffe stehen bleibt" und „zu keiner neuen Entdeckung führt". Die „echte Wissenschaft" dagegen, die Humboldt auch die „echte Philosophie" nennt, „muß von der Ahndung einer Grundkraft, deren Wesen sich, wie in einem Spiegel, in einer Uridee darstellt, durchdrungen und belebt werden, und muß die Gesamheit der Erscheinungen an sie anknüpfen. Der Weg in diese Tiefe, der Schwung zu dieser Höhe braucht nicht immer gewagt, der ganze Kreis nicht immer durchlaufen zu werden; aber die Bahnen müssen offen bleiben, der Sinn auf ihnen fortzustreben muß vorhanden sein". Auch die Mathematik erschöpft sich nicht in „der Verwandlung eines Begriffs in den anderen", sondern muß zu den letzten Zusammenhängen des Daseins aufzusteigen suchen[3]).

Der Ausdruck „wissenschaftlicher Gebrauch der Sprache" im Sinne der „Abhandlung" ist also geeignet, Verwirrung zu schaffen. In Wahrheit unterscheidet Humboldt, dem niederen und dem

---

[1]) IV 27. [2]) IV 29 f. [3]) III 345 ff; vgl. auch III 213 f, IV 434; VI 1 S. 6; VII 14.

höheren wissenschaftlichen Streben entsprechend, auch im wissenschaftlichen Gebrauch der Sprache eine doppelte Stufe. Auch dieser steht nicht immer unter dem „leitenden Einfluß höherer Ideen", sondern er kann „mit vereinzelter Seelentätigkeit einseitig zu einem abgeschlossenen Zwecke" geschehen [1]). So kann es ihm genügen, die Begriffe ihrem strengen logischen Gehalt nach zu verwenden [2]). Begriffliche Strenge ist allerdings eine Grundforderung, die an allen wissenschaftlichen Gebrauch der Sprache gestellt werden muß, und Humboldt führt als Beispiel einer schulmäßigen „systematisch genauen Beschränkung und Feststellung der Begriffe und ihrer Zeichen" die „wissenschaftliche Terminologie" an, die wir im „Sanskrit in allen Epochen des Philosophierens und in allen Gebieten des Wissens ausgebildet finden" [3]). Auch beim höheren wissenschaftlichen Gebrauch der Sprache kommt es auf die letzte Schärfe in der Sonderung und Feststellung der Begriffe und die reinste Abwägung der zu Einem Ziele zusammenstrebenden Sätze und ihrer Teile an [4]). Aber hier, wo die Forschung über einseitig abgeschlossene Zwecke hinaus zur Anknüpfung an das Letzte strebt, wo sie philosophischen Charakter annimmt, wo es „nicht auf etwas Äußeres oder wenigstens nicht allein ankommt, wird die subjektive Individualität angeregt und mischt sich zugleich dem Gebrauch und dem Verständnis der Sprache bei" [5]). Daß allein dadurch dem eigentlich begrifflichen Gehalt der Worte nichts zugefügt wird, ist weiter oben [6]) dargelegt worden. Denn „jedes richtig gebildete Wort muß . . . . den Begriff im Ganzen genommen bestimmt und vollständig wecken" [7]). Aber da die begrifflichen, anschaulichen und emotionellen Elemente eines Wortes ja aus ihren besonderen Sphären herausgehoben und im Gebiete der Einbildungskraft synthetisch verschmolzen werden, ist die Bestimmtheit und Vollständigkeit des Inhalts der Begriffe nicht von selbst gegeben, sondern muß erworben werden, und zwar in höchster Steigerung eben im wissenschaftlichen Gebrauch der Sprache [8]). Wenn Humboldt von der wissenschaftlichen Prosa sagt, die Sprache solle, „ohne eigene Selbständigkeit geltend zu machen, sich nur dem Gedanken so eng als möglich anschließen, ihn begleiten und darstellen", so fordert er damit für die nach höchster Erkenntnis strebende Wissenschaft nicht den bloß verstandesmäßigen Gebrauch der Sprache. Denn mit dem Einfluß der besonderen Natur der Sprache würde ja nach seiner eigenen Lehre der Reichtum möglicher Verknüpfungen und damit der „echte Geist" der Forschung ausgeschaltet [9]). Vielmehr ist es lediglich der „Ton der Prosa", von dem der wissenschaftliche Ernst „Kälte und Nüchternheit und in den Fügungen Vermeidung jeder kunstvolleren, der

---

[1]) VII 176; vgl. 201; ferner III 348; Spranger 196. [2]) VII 176 Anm. 1. [3]) VII 191. [4]) VII 199. [5]) III 347 f. IV 27. V 468. VII 176 Anm, 1. [6]) S. 20 ff. [7]) VII 176 Anm. 1. [8]) vgl. IV 35 f. [9]) VII 201; vgl auch IV 27.

Leichtigkeit des Verständnisses schädlichen und dem bloßen Zwecke der Darstellung des Objekts unangemessenen Verschlingung" erheischt [1].

Immerhin sieht Humboldt hier den Gedanken als einen von der Sprache „abzusondernden Stoff" an und scheint damit seiner eigenen Grundlehre vom „Denken in Sprache" zu widersprechen. Es zeigt sich, daß die Theorie von dem Inhärieren des „Reinen" in dem „individualisiert" Gedachten bei der Anwendung auf Schwierigkeiten stößt. Doch liegt die Vermittlung in folgendem: Es scheine nicht, sagt Humboldt „daß die wahrhaft objektive Erkenntnis durch Verschiedenheit der Sprachen gewinnen könne, wenn das Denken einmal in einer die zu Auffassung der Wahrheit notwendige Schärfe und Klarheit erreicht hat" [2]. Auf dieser Entwicklungsstufe kann also das Denken gewissermaßen der steten Gängelung durch die Sprache entraten. Aber durch sie ist es dahin gehoben worden und bleibt auch weiter Fleisch von ihrem Fleisch. „In innigem Bunde mit ihren Sprachen" vermögen Nationen „in jeder Gattung intellektueller Schöpfung neue Bahnen zu eröffnen . . . ., welche das Nachdenken über die Natnr dieser Erzeugungsarten nie entdeckt haben würde" [3]. Darüber hinaus aber soll sich das Denken, will es „wissenschaftlich" bleiben, nicht durch die eigene Natur der Sprache, sozusagen durch das in ihr liegende Trägheitsmoment, von der strengen Richtung auf die Sache abdrängen lassen. „Denn immer bleibt das Objektive das eigentlich zu Erringende, und wenn der Mensch sich demselben auf der subjektiven Bahn einer eigentümlichen Sprache naht, so ist sein zweites Bemühen, wieder . . . das Subjektive abzusondern und das Objekt möglich rein davon abzuscheiden" [4]. —

Einerseits unterscheidet sich der höhere wissenschaftliche Gebrauch der Sprache also von dem niederen, andererseits aber auch von der außerwissenschaftlichen höheren Prosa. In beiden wirkt die ganze Seele. Aber während sie in dieser „außer der Bearbeitung des Gegenstandes das Gepräge ihrer eigenen Stimmung in die Rede hinüberträgt [5], hat sie es in jenem (wie auch im niederen wissenschaftlichen Gebrauch) „ausschließlich mit Objektiven zu tun, mit Subjektivem nur insofern, als dies Notwendigkeit enthält" [6].

In diesem Sinne streng und doch fruchtbar ist die Sprache des Aristoteles in ihrer kargen Größe. „Die Gediegenheit und und selbst die Abgeschlossenheit der Begriffe gibt, wo die Lehre aus echt schöpferischem Geiste hervorgeht, auch der Sprache eine mit der inneren Tiefe zusammenpassende Erhabenheit", was in der deutschen philosophischen Literatur die Schriften Fichtes, Schellings, auch Kants zeigen. Desgleichen sind die „Resultate faktisch

---

[1]) VII 200; vgl. V 468. [2]) IV 435. [3]) VI 1 S. 123; vgl. auch V 322. [4]) IV 28; vgl. VII 38. [5]) VII 195. [6]) VII 199; vgl. auch II 228 f.

wissenschaftlicher Untersuchungen .... nicht allein einer ausgearbeiteten und sich aus tiefer und allgemeiner Ansicht des Ganzen der Natur von selbst hervorbildenden großartigen Prosa fähig, sondern eine solche befördert die wissenschaftliche Untersuchung selbst, indem sie den Geist entzündet, der allein in ihr zu großen Entdeckungen führen kann“ [1]). Als Beispiel nennt Humboldt die Werke seines Bruders Alexander. —

So kann sich die Erkenntnis „von allen Punkten aus zum Allgemeinen zusammenwölben; und gerade diese Erhebung und die genaueste und vollständigste Bearbeitung der tatsächlichen Grundlagen hängen auf das innigste zusammen“ [2]). Der höhere wissenschaftliche Gebrauch der Sprache beschränkt sich also nicht auf Geschichte, Philosophie und ihre Nachbargebiete, und andererseits kann der niedere im subalternen Betriebe auch dieser Wissenschaften eintreten. Wie in der außerwissenschaftlichen Prosa, so ist es auch beim höheren wissenschaftlichen Gebrauch der Sprache „der auf seine eigene sich erweiternde Ausbildung und auf die Verknüpfung des Weltganzen mit seinem Wesen gerichtete Schwung des Geistes, der sie mit sich emporträgt [3]). In aller Forschung sind die letzten Fragen des Daseins nicht eigentlich objektiven Charakters, sondern sie haben schließlich alle Grundbeziehungen zum Innersten des Menschen und insofern ein subjektives Moment. Gerade wo die Forschung nach dem Letzten greift, ist sie der Ausdruck dessen, wie der Mensch nach seiner individuellen Art „die Wirklichkeit als Objekt, das er aufnimmt, oder als Materie, die er gestaltet, mit sich verknüpft“ [4]). Hier versagt aber die bloße Verstandestätigkeit, und es tritt ein „Verfahren der inneren Wahrnehmung und Schöpfung ein“ [5]). So spiegelt sich auch in Humboldts Wissenschaftsbegriff der Humanitätsgedanke mit seinem Prinzip der identischen Durchdringung. —

Der Frage nach dem Anwendungsgebiet des wissenschaftlichen und des rednerischen Gebrauchs der Sprache ist darum hier eine eingehendere Erörterung gewidmet worden, weil es eine Gegeninstanz gegen die Ausschließlichkeit der höchsten Erkenntnis aus Subjektivität bedeuten würde, wenn Humboldt annähme, es gäbe wirkliche Wissenschaften, deren Erkenntnisse im bloßen Verstandesgebrauch der Sprache gewonnen würden. Humboldt hat das also, von der schwankenden Haltung der Abhandlung über das vergleichende Sprachstudium abgesehen, nicht angenommen. Überall vielmehr, wo die Forschung höchste und tiefste Punkte anrühren soll, geht die Objektivität aus der gesteigertsten Individualität hervor. Dasjenige, was durch bloßen Verstandesgebrauch nicht erfaßt werden kann und nur aus dem Reichtum der in der Sprache niedergelegten Wirklichkeitskenntnis hervorgeht, ist also die Totalerkenntnis des Wirklichen,

---

[1]) VII 201. [2]) VII 201. [3]) VII 201 f. [4]) VII 179. [5]) IV 27.

in der allein uns auch die Kenntnis des Geistig-Individuellen vermittelt wird. Sie bedarf also der Mitwirkung der Sprache in ihrer eigenen Natur. Denn nur durch sie erhält der Geist den hohen Schwung, in dem er um das Letzte ringen kann. Aber die wissenschaftliche Gedankenführung darf sich durch die Üppigkeit der Sprache nicht von strengstem Streben nach dem Objektiven ablocken lassen. Jedenfalls hängt der Erfolg des Erkenntnisbemühens in hohem Grade von dem ab, was Humboldt den „Gebrauch" der Sprache nennt, und dieser ist nicht eine bloße Art, bereits fertige Gedanken verschieden zum Ausdruck zu bringen, sondern ein Moment der Gedankenbildung selbst, denn wir denken „in Sprache". —

5. Die schöpferische Rezeptivität des Hörenden.

Worin bestehen nun die „Spuren", die das Überschwankende in der Sprache selbst zurückläßt? Woran erfaßt es der Hörende? [1]). Zunächst „unmittelbar" am „Ton" selbst [2]), an jenem die „Andeutungen" selbst gewissermaßen „quantitativ Modifizierenden" [3]). Humboldt hat die hier vorliegenden Ausdrucksmöglichkeiten, zu denen außer dem Satzbau auch Akzent und Rhythmus gehören [4]), nicht systematisch erörtert; sie schweben als ein nicht weiter qualifizierbarer Hauch über dem Ganzen der Rede. In dem hier vorliegenden Zusammenhang vollends kommt es überhaupt auf den Umstand an, daß es eine am Lautkörper der Sprache auftretende Spur ist, die das Überschwankende dem Hörenden anzeigt. Der Verkehr zwischen Seele und Seele vollzieht sich nicht psychisch, sondern geht über ein Physisches. Andererseits hängt das Überschwankende aber auch nicht an der Lautform und wird vermittelst dieser in den Hörenden übertragen, sondern in der Seele wird die dem Wort in seiner Individualität eigentümliche Wirkung geweckt [5]). Das Reden ist wie das Verfahren des Künstlers, der „gleichsam einen elektrischen Funken aus seiner Phantasie in die Phantasie anderer überströmen läßt, und dies zwar nicht unmittelbar, sondern so, daß er ihn einem Objekt außer sich einhaucht" [6]). So gilt auch hier wieder, daß die Seele des Hörenden angeregt wird, mit selbständiger Kraft das hervorzubringen, was der Redende mit seinen Worten verbindet [7]). In diesen geht die fremde Individualität mit ein und bildet zu dem Inhalt der eigenen einen Gegensatz, der fruchtbar ist [8]). Denn mag die Seele auch mit der höchsten Kraft der Individualität sich um das Objektive bemühen, so ist, was sie hervorbringt, nur „Bruchstück" des Wirklichen. Es hängt sich daran die „Forderung weiterer Darstellung und Entwicklung, als in ihm unmittelbar liegt, und geht durch den Ausdruck in der Sprache in den anderen über,

---

[1]) VII 176, IV 29. [2]) V 112. [3]) VII 178. [4]) VII 141. [5]) V 112. [6]) II 132. [7]) s. o. S. 39 f. [8]) VII 179.

der gleichsam eingeladen wird, in seiner Auffassung das Fehlende harmonisch mit dem Gegebenen zu ergänzen" [1]). „Wo der Sinn hierfür lebendig ist, erscheint die Sprache mangelhaft und dem vollen Ausdruck ungenügend", und der Mensch versucht wohl, diesem Mangel dadurch abzuhelfen, daß er jenes nur Geahnte über die Sprache hinaus und zu ihrer Ergänzung mit Ausdrucksmitteln darstellt, die außerhalb der Sprache liegen. Wenn z. B. die Griechen in ihrer Dichtung mit den Worten Gesang, Instrumentalmusik, Tanz und Gebärde verbanden, so wollten sie nicht den bloßen sinnlichen Eindruck vermehren und vervielfachen, sondern die Seele stimmen, in eigener Freiheit die Gedanken und Empfindungen zu entwickeln, die jeweils den Gegenstand in Totalität und Idealität setzen können [2]).

Das dabei in der Seele wirksame Gefühl ist aber notwendig selbst individuell und spricht sich in all dem, was den eigentlichen Gedankengehalt begleitet oder trägt, mit den letzten Zügen seiner Individualität aus. Jenes „über den Ausdruck Überschießende" ist daher „durchaus nichts Unbestimmtes", es ist vielmehr „das Allerbestimmteste". Das gilt auch für den Gehalt an objektiver Wirklichkeit, der in ihm beschlossen ist [3]). Jenes Gefühl „weckt ..., da es von der eigenen Individualität ausgeht, die Forderung der höchsten Individualisierung des Objekts, die nur durch das Eindringen in alle Einzelheiten der sinnlichen Auffassung ... erreichbar ist" [4]). So ist die „volle Subjektivität' die Voraussetzung einer „vollendeten Objektivität" [5]).

6. Die mittelbare Erkenntnis des „Sachlichen" und die unmittelbare Erfassung des Geistig-Individuellen.

Daß die Objekte nicht unmittelbar als Inbegriffe der in der Wirklichkeit gegebenen Qualitäten erfaßt werden, sondern als Inbegriffe ihrer Verknüpfungen, also formal, ist weiter oben dargelegt worden [6]). Wir begreifen das Dasein der wirklichen Gegenstände nicht durch ihr inneres Leben" [7]). Insofern kann man diese Erkenntnis, auch, wo sie über das eigentlich Begriffliche hinausgeht, mittelbar nennen.

Das Individuell-Wirkliche hatte Humboldt nicht prinzipiell vom Geistig-Individuellen geschieden, aber an dieser Stelle zeigt sich noch einmal die Notwendigkeit der Unterscheidung. Das Geistig-Individuelle (als Charakter) ist nämlich im Gegensatz zum Physischen unmittelbarer, d. h. nicht durch die Formalität seiner Verknüpftheit vermittelter Erkenntnis zugänglich. Mit der letzten Bestimmtheit des Objektes unterhält das Überschwankende auch die letzte Bestimmtheit der Individualität, sie kann ja nur mit und an einem Objekt erfaßt werden [8]). Aber

---

[1]) VII 180. [2]) VII 180; vgl. auch Leitzmann 308. [3]) vgl. o. S. 42. [4]) VII 180 f. [5]) VII 176. [6]) S. 42 f. 44. [7]) III 192. [8]) vgl. oben S. 43 f.

ihre Erfassung ist nicht bloß darauf angewiesen, sie in der Gesamtheit ihrer Beziehungen zu nehmen, sondern vermöge der wesenhaften Verwandtschaft aller Menschheit [1]) strebt die Seele, sich in den Mittelpunkt der fremden Individualität zu versetzen und sie so von deren eigenem Innern zu erfassen [2]). Humboldt, für den auch die Poesie eine Art der Erkenntnis war [3]), zieht als Beispiel wieder die griechische Dichtung heran, denn die Griechen seien „in allen geistigen Tätigkeiten auf die Auffassung und Darstellung des Charakters" ausgegangen. Aller griechischen Dichtung nun liegt, übereinstimmend mit jener Forderung der höchsten Individualisierung des Objekts [4]), das Gefühl zugrunde, „daß nur das vollendete Eindringen in die Anschauung den Charakter zu erkennen und zu zeichnen vermag, und daß das an sich nie völlig auszudrückende Ganze derselben nur aus einer vermittelst richtigen, gerade auf jene Einheit gerichteten Takts geordneten Verknüpfung der Einzelheiten hervorspringen kann ... Dies aber wird nicht sowohl durch eine Auswahl des Geschilderten bewirkt, als dadurch, daß die gewaltige Kraft des vom Gefühle der Individualität beseelten und nach Individualisierung strebenden Sängers seine Dichtung durchströmt und sich dem Hörer mitteilt" [5]). Von innen heraus, in schöpferischer Subjektivität muß Individualität erfaßt werden [6]).

Von dem Verfahren, das der Dichter zur Darstellung des Charakters befolgen muß, ist aber das des Forschers, der sich um die Erfassung einer Individualtät bemüht, nicht prinzipiell verschieden. Denn beide sind auf die Sprache, d. h. zunächst auf allgemeine Begriffe angewiesen, um Individuelles, d. h. Anschauliches darzustellen; bei beiden ist es aber auch die Sprache, die da weiter hilft, wo die bloßen Begriffe versagen.

Hier kann Humboldts eigene Forschungsarbeit, die ja auf eine wissenschaftliche Erfassung sprachlicher Individualität als des geistigen Aushauchs nationell-individuellen Lebens gerichtet ist, als Beispiel dienen. Wieviel man in einer Sprache „heften und verkörpern, vereinzeln und zergliedern möge, so bleibt immer etwas unerkannt in ihr übrig, und gerade dies der Bearbeitung Entschlüpfende ist dasjenige, worin sie Einheit und Odem eines Lebendigen ist". Wie bei den menschlichen Gesichtsbildungen vermag auch hier „kein Messen und kein Beschreiben der Teile, im einzelnen und in ihrem Zusammenhange . . . die Eigentümlichkeit in ihrem Begriff zusammenzufassen". Sie spricht sich in jedem der kleinsten Elemente einer Sprache aus, wird aber nur als „Gesamteindruck" wahrgenommen, allerdings „durch das klarste und überzeugendste Gefühl" [7]). Individualität kann, „als die unmittelbare Tatsache, bloß wahrgenommen, nicht zergliedert für den Verstand dargestellt werden" [8]). Sie ist also qualitativer Natur. Aber mag sich in ihr „die wirkende Kraft unmittelbar als solche"

[1]) VII 56 f; V 382. [2]) vgl. II 73. 75. [3]) IV 30; An Li II 209. [4]) VII 181. [5]) VII 182. [6]) V 383. [7]) VII 48. vgl. IV 423. [8]) V 394.

äußern [1]), so ruht das „Bild“, das sich die Seele von ihr macht, wie bei den sachlichen Objekten, „in der wieder individuellen Auffassung“. Diese Erkenntnis ist mit der Betrachtung menschlicher Physiognomien zu vergleichen, von denen jede gewiß auch jedem anders erscheint [2]). Alles Verstehen ist eben zugleich Nichtverstehen.

Mit dem „Gefühl“, das im Überschwankenden das bloß Begriffliche der Sprache ergänzt und nicht bloß in die fremde Individualität, sondern auch tiefer in den sachlichen Befund versetzt, will Humboldt nicht die emotionelle Seite des seelischen Lebens allein bezeichnen, sondern die nach ihm ja immer totale seelische Tätigkeit in der Form, in welcher sie sich jenseits der Schwelle kategorialer Erfassungsmöglichkeit vollzieht; sie geschieht hier nicht eigentlich unbewußt, sondern das, worin sie besteht, ist ungreifbar fein [3]). Der Unterschied zwischen dieser Form seelischer Tätigkeit und derjenigen, mit welcher Sprachliches überhaupt erfaßt wird, ist kein spezifischer, sondern nur ein dimensionaler. Sie ist beidemal irrational. Und so ist auch das Überschwankende überhaupt seinem Gehalt nach nichts spezifisch anderes als das vollindividuelle Wort selbst. In beidem findet sich Objektives in subjektiver Fassung. Die höchste Erkenntnis geht aus der „ganzen Kraft der subjektiven Individualität“ hervor [4]).

7. Die Gültigkeit der Erkenntnis aus schöpferischer Individualität.

a) Die Sprache als höchste Summe individueller Erfahrungen: ihr subjektiver Charakter.

Worin liegt nun, da die Seele bei der Erfassung alles Individuell-Wirklichen, nicht nur des Geistig-Individuellen, schöpferisch tätig ist, die Gewähr, daß die Ergebnisse dieser Tätigkeit Wirklichkeitswert haben? Worauf beruht die Gültigkeit dessen, was durch Sprache erkannt wird? Die Sprache ist allerdings nationell verschieden und scheint damit ein subjektives Moment in die Erkenntnisleistung zu bringen. In Wahrheit jedoch mildert sie, als Inbegriff dessen, was Nation und Vorzeit von der Welt erfaßt haben, die Subjektivität des einzelnen ab. Der Mensch ist so auf der einen Seite durch die Sprache gebunden, „aber auf der anderen durch das von allen früheren Geschlechtern in sie Gelegte bereichert, erkräftigt und angeregt. Indem sie dem Erkennbaren, als subjektiv, entgegensteht, tritt sie dem Menschen als objektiv gegenüber“ [5]). „Dadurch, daß sich in ihr die Vorstellungsweisen aller Alter, Geschlechter, Stände, Charakter- und Geistesverschiedenheiten desselben Völkerstammes, dann durch den Übergang von

[1]) VII 178. [2]) VII 48. [3]) vgl. V 443. [4]) IV 27. [5]) IV 27; vgl. d. Steinthal S. 288 Anm.; ferner VII 55 f; III 168 f.

Wörtern und Sprachen, verschiedener Nationen, endlich, bei zunehmender Gemeinschaft, des ganzen Menschengeschlechtes mischt, läutert und umgestaltet, wird die Sprache der große Übergangspunkt von der Subjektivität zur Objektivität, von der immer beschränkten Individualität zu alles zugleich in sich befassendem Dasein" [1]). Aber in dieser Steigerung des Wirklichkeitsgehalts liegt zugleich eine Steigerung der Individualität, also der subjektiven Komponente der inneren Sprache [2]), und zwar im Sinne einer zunehmenden Erhöhung und Ausweitung zur Subjektivität der Menschheit hin.

b) Die innere Gesetzlichkeit der Erkenntnis durch Sprache: ihre menschheitlich-gleichartige Natur.

Dieses äußere Moment, der consensus omnium, erhärtet aber die Gültigkeit der Erkenntnis, die im Überschwankenden gewonnen wird, noch nicht. Denn diese Erkenntnis beruht ja letztlich auf etwas, das nicht mittelbar ist, auf einer Art Anschauung. Und jede unmittelbare Anschauung schließt alle Erklärung aus, die niemals andere als mittelbare Einsicht gewährt. Macht ihr Inhalt aber Anspruch auf Allgemeingültigkeit, so muß das, worauf sie beruht, „nicht einem einzelnen, sondern der Menschheit eingehören" [3]). Die der Menschheit als Gattung innwohnende bestimmte geistige Konstitution schafft also die Bedingungen, unter denen jene Schöpfung von innen heraus geschehen muß. Die Subjektivität, die sich allem Objektiven im menschlichen Geiste beimischt, gestaltet dieses „nicht zufällig, launisch oder willkürlich" um, sondern so „nach inneren Gesetzen . . . daß das scheinbare Objekt selbst nur zu subjektiver und doch mit vollem Recht auf Allgemeingültigkeit Anspruch machender Auffassung wird" [4]).

c) Die Synthesis: Individuelle Besonderheit innerhalb der menschheitlichen Gleichartigkeit.

Aber diese menschheitliche Gleichartigkeit besteht doch nur in der Idee; wirklich sind nur die individuellen Geister in ihrer Eigentümlichkeit, und damit ist die Gültigkeit jener Erkenntnis, die Allseitigkeit erstrebt, wieder in Frage gestellt. Wiederum überwindet Humboldt die Antinomie, indem er die Starrheit ihrer Glieder in Dehnbarkeit auflöst [5]). Er entscheidet nicht für das eine oder das andere, für die menschheitliche Gleichartigkeit oder die personelle Eigentümlichkeit, sondern er wählt die Synthesis des lebendigen Ineinander: individuelle Besonderheit innerhalb der allgemeinen menschlichen Gleichartigkeit. Was die Seele schaffend erfaßt, ist ja nicht immer in gleich hohem Grade „gültig". „Die Verknüpfungen wachsen . . . den

---

[1]) IV 24. vgl. V 9. 127; Steinthal S. 288 Anm. [2]) vgl. IV 429. 435; VI 1 S. 135. VII 55 f. 92. [3]) I 290 vgl. V 394. [4]) VI 1 S. 119. [5]) vgl. o. S. 31 f.

Begriffen nur dann wirklich zu, wenn das Gemüt in innerer Einheit tätig ist" [1]). Diese „freie, objektive Gemütsstimmung" ist ein Zustand, der durchaus in der Natur des Menschen liegt und der Triebhaftigkeit seiner Individualität nicht widerspicht. „Schon in seinen frühesten Zuständen geht der Mensch über den Augenblick der Gegenwart hinaus und bleibt nicht bei bloß sinnlichem Genusse" [2]). Auch die Sprache dehnt sich schon in ihren Anfängen absichtslos auf alle Gegenstände zufälliger sinnlicher Wahrnehmung und innerer Bearbeitung aus [3]). Was hier im Geistesdämmer primitiver Völker, „aus innerer Freiheit" [4]), ahnungsvoll sich regt, tritt im Genie mit Macht zu Tage. „Wie wenig auch die Natur dieser schöpferischen Kräfte sie eigentlich zu durchschauen gestattet, so bleibt doch soviel offenbar, daß in ihnen immer ein Vermögen obwaltet, den gegebenen Stoff von innen heraus zu beherrschen, in Ideen zu verwandeln oder Ideen unterzuordnen" [5]) Das Schaffen des Genies nun setzt „die höchste Objektivität" voraus, d. h. ein in Bedürfnis übergehendes Vermögen, das Notwendige zu ergreifen. Dieses aber kann es nur aus seinem Innern schöpfen, oder es muß vielmehr sein eigenes subjektives und zufälliges Dasein in ein notwendiges verwandeln" [6]). Bei allem wissenschaftlichen und künstlerischen Schaffen insbesondere muß das Gemüt dergestalt auf den Gegenstand gerichtet sein, „daß sich die Ansichten, Gefühle und Ansprüche der Persönlichkeit darin verlieren und auflösen" [7]). Das gilt auch insbesondere für das Erforschen moralischer Gegenstände. Wer „Menschheit, wie sie ist, erklärlich oder unerklärlich", darstellen will, „der muß selbst eine hohe Menschheit in sich tragen, muß oft und streng sich selbst geprüft und mit ruhiger Beurteilung das Zufällige seines Wesens von dem Notwendigen geschieden haben, wodurch er unmittelbar mit der Menschheit in ihrer rein idealischen Gestalt verwandt ist" [8]). Und zu dieser Objektivität läßt Humboldt den Geist nur durch die Sprache gelangen, deren geläuterte Individualität den großen Übergangspunkt bildet von der personellen Subjektivität zur Objektivität. Schon der freie Umgang des natürlichen Lebens „löst die Bande, welche die Empfänglichkeit des Gemüts gefesselt halten könnten" [9]). „Am schönsten aber und seelenvollsten tritt die Individualität der Sprache in dem philosophischen Gespräch auf, wo sie die Entdeckung objektiver Wahrheit aus der harmonischen Anregung der edelsten Subjektivität hervorgehen läßt" [10]). So ist der Grad, in dem sich der individuelle Geist dem Objektiven zu nähern vermag, abhängig von der mehr oder weniger freien Stimmung, in der er das Wirkliche nimmt. Da nun aber die Völker nicht nur ihre bleibenden Individualitäten haben,

---

1) VII 176. 2) VII 24. 3) VII 61; vgl. o. S. 18. 4) VII 176. 5) IV 24. 6) I 317 f. 7) IV 39, vgl. II 230. 8) I 290. 9) IV 29. 10) IV 434.

sondern auch die Worte ihrer Sprachen die individuelle Ansicht der Gegenstände, die an sie geheftet wurde, beibehalten, „solange sie lebendig bleibt" [1]), so gelingt es auch den Völkern nicht in gleicher Weise, aus ihrer Subjektivität heraus die Wahrheit anzuringen. Eine Nation kann die inneren Beschränkungen nicht aufheben, die einmal tief in ihr gegründet sind" [2]). Sie kann auch in dieser Hinsicht ihre Sprache „mehr oder minder glücklich behandeln [3]). Und wo sich das philosophische Gespräch „diese schönste Blüte der Geselligkeit, entfalten soll, muß die Menschheit in einer Nation durch wundervoll glückliche Zufälle gesteigert sein, und die Sprache ihre Kraft gerade in der engen Verschwisterung des Objektiven und Subjektiven besitzen, in welcher das erstere die Oberhand behält, ohne die Rechte des letzteren zu kränken" [4]).

d) Die ursprüngliche Übereinstimmung zwischen Welt und Mensch.

In wie hohem Grade es auch dem Geiste gelingen mag, seine Individualität zum Menschheitlichen auszuweiten; versperrt ihm nicht schließlich doch die Subjektivität der Menschheit den Zugang zur Wahrheit selbst? Hier sieht Humboldt in der sprachwissenschaftlichen Periode seines Lebens die Lösung mit Fichte im Identitätsprinzip [5]). „Jedes Begreifen einer Sache setzt, als Bedingung seiner Möglichkeit, in dem Begreifenden schon ein Analogon des nachher wirklich Begriffenen voraus, eine vorgängige Übereinstimmung zwischen Subjekt und Objekt [6]). So beruht auch im höchsten Sinne „die Möglichkeit aller Erkenntnis der Wahrheit" auf der „ursprünglichen Übereinstimmung zwischen der Welt und dem Menschen" [7]). Ja, es besteht nicht eine bloße Art präſtabilierter Harmonie zwischen ihnen, sondern es ist „unleugbar, daß die physische Natur nur ein großes Ganze mit der moralischen ausmacht und die Erscheinungen in beiden nur einerlei Gesetzen gehorchen" [8]). Auch die Natur kann nur als „eine wenngleich unerklärliche Entwicklung geistiger Kräfte betrachtet werden" [9]). So ist der Ursprung alles Vorhandenen idealisch [10]).

e) Die formale Entsprechung zwischen Sprache und Wirklichkeit.

Die ursprüngliche Übereinstimmung, die dergestalt zwischen dem Physischen und dem Geistigen, zwischen dem Objektiven und dem Subjektiven besteht, wird also in der Erkenntnistätigkeit auf dem Wege der Erscheinung stückweise und fortschreitend wiedergewonnen [11]), und es geschieht durch das Denken in Sprache. Die Sprache geht ja aus den Tiefen des

---

[1]) IV 29. [2]) VII 29. [3]) IV 30f. [4]) IV 434f. [5]) vgl. auch Spranger S. 187. [6]) IV 47 [7]) IV 27f. [8]) I 314, II 220. [9]) VII 64. [10]) VI 1 S. 123; vgl. oben S. 35ff. [11]) IV 27f.

menschlichen Gemütes hervor und entspricht damit, wie dieses selbst, durch ihre Formalität auch dem eigentlichen Wesen alles Denkbaren [1]). „Mit der Gesetzmäßigkeit der Natur ist die ihres eigenen Baues verwandt, und indem sie durch diesen den Menschen in der Tätigkeit seiner höchsten und menschlichsten Kräfte anregt, bringt sie ihn auch überhaupt dem Verständnis des formalen Eindrucks der Natur näher" [2]). In der Sprache wird „der real aufgefaßte Stoff . . . idealisch verarbeitet", und in dieser idealen Form wird seine Verknüpfung „mit den klaren und reinen Ideen möglich, in welchen der Weltzusammenhang ans Licht tritt" [3]).

„Zu dem Übergange vom Endlichen zum Unendlichen, der immer nur idealisch ist, taugen ausschließend die schaffenden Kräfte des Menschen; Einbildungskraft, Vernunft und Gemüt" [4]); die bloße Verstandesoperation genügt nicht [5]). „Die höchste und von der Wahrheit am wenigsten abirrende Kraft" entspringt „aus der reinen Zusammenstimmung aller Geistesvermögen, deren idealischste Blüte die Sprache selbst ist" [6]). Umgekehrt ist die Sprache in ihrer geläuterten Subjektivität mehr als irgend etwas anderes imstande die Geistesstimmung hervorzubringen, in der jene ursprünglichen, das Gemüt und die Welt beherrschenden Grundformen frei wirksam werden [7]). Immer aber ist es die innere Formalität der Sprache in der die Übereinstimmung ihr Element findet.

8. Das Anringen des Objektiven auf nationeller Bahn.

Aber die inhaltliche Übereinstimmung zwischen der zur Menschheits-Subjektivität erweiterten Einzelindividualität und dem auf seinen wahren Gehalt hin erfaßten Gegenstande ist in völliger Reinheit nicht zu erreichen. Auch die Menschheit ist eine Idee, die nur manigfach gebrochen in der Erscheinungswelt auftritt. Wirkliches Dasein in dieser endlichen Welt haben nur die personellen Individualitäten, ja streng genommen nur ihre jeweils augenblicklichen Zustände. Aber insofern es die Sprache, die Emanation des Nationalgeistes, ist, an der der einzelne seine geistige Welt nach Inhalt und Form aufbauen muß, vollzieht sich das Anringen des Objektiven auf nationeller Bahn. Denn wenn auch „das Gleiche gesucht wird, kann es doch nur in verschiedenem Geiste errungen werden"; das „Gelingen des allgemein Erstrebten . . . erfordert die ganze, ungetrennte Einheit der in ihrer Vollständigkeit nie zu erklärenden, aber notwendig in ihrer schärfsten Individualität wirkenden Kraft" [8]). So neigen sich alle Sprachen zu dem Ideengebiet wie konvergierende Strahlen [9]). Es ist mit ihnen, wie mit den Götter-

---

[1]) IV 26 Anm. 1. [2]) VII 61 vgl. III 170. [3]) III 168; bei Steinthal S. 289 Anm. 4—28; ferner VI 1 S. 123; vgl. o. S. 40 f. [4]) III 140. [5]) IV 38. 45. [6]) VII 157. [7]) III 168 f. [8]) VII 38. [9]) IV 19.

idealen der bildenden Kunst: jedes stellt das allgemeine Ideal ganz dar, aber von Einer Seite [1]). Auch der Inbegriff aller Sprachen zu irgend einer Zeit kann noch kein vollständiger Abdruck der Subjektivität der Menschheit", und damit des Objektiven, werden [2]); denn „der in der Welt sich offenbarende Geist" kann „durch keine gegebene Menge von Ansichten erschöpfend erkannt werden", sondern durch jede neue Ansicht wird sein Bild bereichert [3]).

9. Die Wahrheit als Menschheitsziel.

So ist die Wahrheit kein Ziel, dessen Erreichung dem Einzelnen beschieden ist. Auch eine Nation in der Unzahl ihrer Generationen vermag sie nicht zu gewinnen. Aber ihr Erkenntnisbemühen vergeht doch nicht spurlos als ein vergebliches Aufflattern zum Licht. Was in einer Sprache gewonnen wird, wirkt auf sie bereichernd und gestaltend zurück [4]), kommt späteren Geschlechtern und, vermöge des Zusammenhanges, in dem zuletzt alle Sprachen der Welt stehen, schließlich der ganzen Menschheit zu Gute, die in stetig ansteigender Bahn sich dem Ziele nähert [5]). Die Individualität ist also gewissermaßen nur das Vehikel des Menschheitsringens nach dem Objektiven; sie findet auch hier ihre Ergänzung in einem Prinzip des „Miteinander"; die Wahrheit ist ein Ideal, das im umfassendsten Sinne gesellschaftlich erstrebt wird [6]).

10. Der individuell-ideale Charakter der Wahrheit.

Als „etwas außer ihm Liegendes" sieht der nach dem Objektiven strebende Mensch die Wahrheit an, und er muß es tun, denn er fühlt klar und unmittelbar nur seine veränderliche Beschränkheit [7]). Und diese naive, im Gesichtspunkt des Subjekts begründete Auffassung klingt auch bei Humboldt selbst noch in der Abhandlung „Über das vergleichende Sprachstudium" nach, wo sie das „rein objektive Gebiet" als „zwischen allen Sprachen und unabhängig von ihnen in der Mitte" liegend bezeichnet [8]). Aber wenn diese Abhandlung sich schon in anderer Beziehung als zwiespältig erwies, so tritt auch dieser „statischen" Auffassung des Objektiven jene andere gegenüber, nach der Objektivität erst aus der schöpferischen Tätigkeit des Subjekts hervorgeht, und zwar im Zustande der höchsten Steigerung seiner Individualität [9]). Diese Auffassung, die mit der schon in dem

---

[1]) IV 33, 247 f. VI 1 S. 125. [2]) IV 27. VII 38. [3]) III 167 f. [4]) IV 12 VII 100. [5]) IV 24. 9. [6]) vgl. V 381 VI 1 S. 125 f; auch Spranger 229. [7]) VII 56. [8]) Daß Humboldt nicht lehrt, dieses „Gebiet" sei für das menschliche Erkenntnisstreben erreichbar, wurde schon oben S. 38 f gegen Mauthner betont. [9]) IV 27.

Bruchstück „Latium und Hellas" von 1806 kräftig hervortretenden Ideen-Metaphysik Humboldts zusammenhängt, gewinnt dann in den späteren seiner sprachphilosophischen Schriften durchaus die Herrschaft. Nur sie fügt sich der Grundauffassung, nach der das Denken in Sprache die Wirkungsform individueller Kraft ist, organisch ein. Dem abstrakten Subjekt entspricht die Eine, in absolutem Sinne gefaßte Objektivität, dem individuellen kann nur eine „Objektivität" zugeordnet werden, die das Gepräge seiner Eigenart trägt. Sie kann nicht ohne Bezogenheit auf diese Individualität gedacht werden. Mit jenem Begriff ist schon eine Individual-Objektvität notwendig gegeben.

Wenn aus dem Gegebenen erst durch subjektive Tätigkeit „Objekte" werden, wenn erst die Verwandlung, die die Sprache mit ihm vornimmt, den Geist zur Einsicht des von dem Begriff der Welt unzertrennlichen Zusammenhanges fähig macht, so kann auch „der Erkenntnisgrund der Wahrheit . . . für den Menschen nur in seinem Innern liegen"[1]). Diese Wahrheit ist das „unbedingt Feste", sofern die geistige Natur der Menschen gleichartig ist, also in der Idee; da diese geistige Natur aber in der Wirklichkeit nur zu Individualitäten gebrochen auftritt, verliert auch der Wahrheitsbegriff seinen starren Charakter. „An die Stelle des Abgezogenen und Reinen, den (sic!) wahren Gespenstern der bisherigen (sc. Metaphysik), müssen die menschlicheren und belebenderen Ausdrücke des Allverknüpften, des Ganzen und Vollen treten"[2]). Zwischen dem reinen Subjekt und dem reinen Objekt ist nur eine tote Beziehung denkbar, zwischen dem Individuum aber und dem, was es als Welt sich gegenüber voraussetzt, besteht ein lebendiges Kraftverhältnis. Die Wahrheit liegt nicht im bloßen „Zusammenordnen deutlich entwickelter Begriffe", sondern sie wird „in schöpferischer Tätigkeit" erzeugt[3]); oder ontologisch gewendet: die Wahrheit als eine der ewigen Urideen alles Denkbaren verschafft sich Dasein und Geltung in dem unabänderlichen Wirken jeder individuellen geistigen Kraft nach dem ihr inwohnenden Gesetz[4]).

11. „Erkenntnis" als identische Durchdringung von Subjekt und Objekt.

Die Wendung, die das ganze Problem damit erfährt, ist die schon weiter oben als die Abkehr Humboldts vom Rationalismus analysierte. Die Sphäre des bloß Logischen wird überschritten. Die Erkenntnistheorie geht über in die Ästhetik. In ästhetischen Kategorien werden die Grundmomente des Verhältnisses zwischen Subjekt und Objekt konstruiert. Das Erkennen, das Erfassen des Objektiven, stellt sich als ein Gestalten, ein

---

[1]) VII 55, 59, 56; V. 387. 436. [2]) bei Spranger S. 192; vgl. Alte W. W. I 280f u. Spranger 139. [3]) III 213. [4]) IV 55, III 204.

Symbolisieren dar; Denken heißt: als Künstler bilden; an die Stelle der inhaltlichen Übereinstimmung tritt die Analogie; statt des bloßen Verstandes ist die ganze Seele tätig; und der Erkenntnisvorgang besteht nicht darin, den Inhalt des Objekts mit dem Inhalt des durch das Subjekt Gedachten zur Deckung zu bringen, sondern das Subjekt selbst geht im Gegebenen auf, und dieses selbst geht, nunmehr zum Objektiven geworden, wiederum aus dem Subjekt hervor. Erkennen ist nichts bloß Faktitives (um einen in der Grammatik gebräuchlichen Ausdruck auf einen philosophischen Sachverhalt anzuwenden), sondern zugleich eine Veränderung der bewirkenden Potenzen (des Subjekts und des Objekts) selbst, kein ideales Gleichsetzen, sondern ein reales Gleichwerdenwollen, eine wirkliche identische Durchdringung. Das theoretische Verhalten des Subjekts geht in das praktische über. So wird in den wirkenden Faktoren (dem Geist und dem Gegebenen) wie in jenen Inhalten, denen die Erkenntnistätigkeit gilt, alle Starrheit zu wirklichkeitentsprechender Wandelbarkeit gelöst. Der Geist vermag das Gegebene nur zu erfassen, indem er es nach dem ihm selbst inwohnenden konstitutiven Prinzip gestaltet, und je tiefer er es in sich aufzunehmen strebt, um so intensiver teilt er ihm seinen eigenen inneren Typus mit. Und so ist auch das letzte Ziel, dem der menschliche Geist überhaupt nachstrebt: „Die ganze Masse des Stoffes, welchen ihm die Welt um ihn her und sein inneres Selbst darbietet, mit allen Werkzeugen seiner Empfänglichkeit in sich aufzunehmen und mit allen Kräften seiner Selbsttätigkeit umzugestalten und sich anzueignen und dadurch sein Ich mit der Natur in die allgemeinste, regste und übereinstimmendste Wechselwirkung zu bringen" [1]).

Hier zeigt sich die Intensität als neue Dimension in der begrifflichen Konstruktion des Verhältnisses zwischen Subjekt und Objekt. Und mit ihr, die das Moment der Zeit in sich schließt, erscheint das ästhetisch konstruierte Verhältnis unter der Perspektive der Entwicklung. Ja, die ganze Weltgeschichte stellt sich dar als ein einziger, aus unendlich vielen elementaren Akten resultierender Erkenntnisvorgang, als ein einheitlicher Prozeß der Auseinandersetzung des Geistes der Menschheit mit der Welt als seinem Objekt. Vom ontologischen Standpunkt der Ideenlehre aus ist das Ziel der Geschichte „die Verwirklichung der durch die Menschheit darzustellenden Idee, nach allen Seiten hin, und in allen Gestalten, in welchen sich die endliche Form mit der Idee zu verbinden vermag" [2]). So verschmilzt bei Humboldt

---

[1]) II 117; vgl. 128 f; III 165, 168 f; VII 24. [2]) IV 55; vgl. VII 14. Anm. Humboldt fährt hier fort: „ . . . und der Lauf der Begebenheiten kann nur da abbrechen, wo beide einander nicht mehr zu durchdringen imstande sind;" d. h.: ist das Ziel der Menschengeschichte erreicht, so ist das Weltgeschehen überhaupt zu Ende. Darin liegt kein ungeheuerlicher Anthropomorphismus, sondern die notwendige Konsequenz jener These, die „Grundidee" von der aus „das Gebiet der Erscheinungen" allein

die erkenntnistheoretische Beantwortung der Grundfrage nach dem Verhältnis des Subjekts zum Objektiven mit ästhetischer und historischer Konstruktion zu einer Einheit, deren oberste metaphysiche Folgerungen in dogmatischen Mystizismus ausmünden.

12. Einheit von Kunst und Wissenschaft.

Wo der Erkenntnisbegriff in so weitem Umfange gefaßt wird, verblassen die Grenzen zwischen den verschiedenen Grundhaltungen, die der menschliche Geist bei der Deutung des Gegebenen einnimmt. Kunst und Wissenschaft gehen ineinander über. So erklärt Humboldt das Verfahren des Geschichtsschreibers durch das „leichter erkennbare des Künstlers" [1]), Poesie ist ihm eine Art der „Erkenntnis" [2]), und das Erwachen des Sinnes für wahre Form in der Kunst überhaupt führt er zurück auf die rechte Anschauung der ewigen mathematischen Grundverhältnisse des Raumes und der Zeit, sie mögen sich nun an Tönen, Zahlen oder Linien offenbaren [3]). „Spekulation, Erfahrung und Dichtung sind ... nicht abgesonderte, einander entgegengesetzte und beschränkende Tätigkeiten des Geistes, sondern verschiedene Strahlseiten derselben" [4]). Und ihr gemeinsames Organ, die Sprache, die aber doch mehr als bloßes Mittel ist, erinnert selbst wieder — wie ja die obigen Darlegungen auf Schritt und Tritt ergaben — „in dem tiefsten und unerklärbarsten Teile des Verfahrens an die Kunst" [5]).

13. Innere Formeinheit aller geistigen Tätigkeiten.

Welchen Weg der Menschengeist also einschlagen mag, das große Rätsel des Gegebenen zu lösen, so sind die geistigen Formen, die in diesen Tätigkeiten zur Auswirkung kommen, im Grunde immer die gleichen. Jene Betrachtung der ewigen Ver-

---

zu begreifen sei, könne sich „nur einer geistig-individuellen Kraft anvertrauen" (IV 50. 53). Allerdings vereinigt sich dieser Idealismus Fichtescher Richtung nicht mit der Schellings Naturphilosophie nahestehenden Auffassung, die auch in den Formen der organischen Natur Auswirkungen von Ideen sieht, einer Auffassung, die Humboldt ja schon lange vor der Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtsschreibers häufig kundgetan hat (vgl. o. S. 36), und die auch im Hauptwerk wieder vertreten wird (z. B.: VII 17. 18). So nimmt die berühmte Abhandlung in dieser Frage durch ihre spiritualistische Haltung eine Sonderstellung ein, die um so bemerkenswerter ist, als Spranger gerade für sie einen tiefen Einfluß der Schellingschen Ideenlehre nachgewiesen hat (Hist. Zeitschr. Band 100 S. 541 ff). Ein neues Moment innerer Uneinheitlichkeit tritt zu denen, die schon in der fast aus der gleichen Zeit stammenden Abhandlung über das vergleichende Sprachstudium beobachtet wurden, und läßt bedeutsame Wandlungen in Humboldts Geistesleben ahnen. Auf die verschlungenen Entwicklungsfäden, die Steinthal in den Wandlungen von Humboldts Ideenlehre findet, kann hier nicht eingegangen werden (vgl. o. S. 12).

[1]) IV 41. [2]) IV 30. [3]) IV 43 f. [4]) VI 37; vgl. An Li II 209. [5]) VII 95.

hältnisse des Raumes und der Zeit ist „die Grundlage alles richtigen Denkens uud alles beredten Ausdrucks, aller bildenden und musikalischen Künste, wie der Schönheit der organischen Geschöpfe; auf ihr beruht selbst das Gefallen an der Natur ..."[1]). Wenn die Griechen die Mathematik als eine notwendige Vorübung zur Philosophie betrachteten, so zeigt dies, daß ihr jugendlicher Sinn für den „inneren Zusammenklang der Formen des Denkens" noch empfänglich war[2]). Für die Sprache insbesondere betont Humboldt, daß in ihr begriffliche Klarheit und künstlerische Schönheit auf Einem inneren Prinzip beruhen. „Die künstlerische Schönheit der Sprache wird ihr daher nicht als ein zufälliger Schmuck verliehen; sie ist, gerade im Gegenteil, eine in sich notwendige Folge ihres übrigen Wesens, ein untrüglicher Prüfstein ihrer inneren und allgemeinen Vollendung. Denn die innere Arbeit des Geistes hat sich erst dann auf die kühnste Höhe geschwungen, wenn das Schönheitsgefühl seine Klarheit darüber ausgießt"[3]). Es ist die Konsequenz der Auffassung des Erkennens als eines Gestaltens. —

14. Die Ausschließlichkeit der Erkenntnis durch Sprache.

Diese innere Formeinheit der geistigen Tätigkeiten ist mit der Identität der Grundformen, die in Welt und Gemüt herrschen, notwendig gegeben. Sie beruht andererseits auf der Lehre, der Geist wirke immer einheitlich und als ganzer. So kann es außerhalb der Sprache keine Erkenntnis geben; ohne sie ist für Humboldt ja, wie wir sahen, „die Bildung des Begriffs, mithin alles wahre Denken unmöglich"[4]). Der Mensch kann zwar „der Sprache, als das Gemüt begrenzend und seine reinen Äußerungen entstellend, abhold sein und sich nach einem Empfinden und Denken ohne ein solches Medium sehnen"[5]): vergebens. Er „denkt, fühlt und lebt allein in der Sprache und muß erst durch sie gebildet werden, um auch die gar nicht durch Sprache wirkende Kunst zu verstehen"[6]). Die Sprache verbindet die Welt mit dem Menschen[7]).

15. Die Untrennbarkeit des theoretischen und des praktischen Verhaltens.

Wo dergestalt alle Seiten der geistigen Tätigkeit zu Einer zusammenschlagen und die Sprache sie erst zur Vollendung bringt, ist nicht nur das theoretische, sondern auch das praktische Verhalten des Menschen durch seine Sprache bedingt, ja beides geht ohne scharfe Grenze ineinander über[8]). Ist einerseits die Sprache ursprünglich „ein bloßer Empfindungsausbruch" gewesen[9]) und erst allmählich zur Intellektualität emporgestiegen[10]),

[1]) IV 44. Anm. 3. [2]) III 347.
[3]) VII 98; vgl. V 401, VI 1 S. 24, VI 2 S. 382, VII 61. 121. 124. 195.
[4]) VII 55; V 113; vgl. o. S. 20, S. 25. [5]) VII 197. [6]) IV 432. [7]) VII 60.
[8]) vgl. oben S. 60. [9]) VII 175. [10]) VI 1 S. 127; vgl. V 420. 427. 432. VII 171.

so hängt andererseits „Empfinden und Handeln" im Menschen von seinen „Vorstellungen" ab, und der Mensch lebt auch praktisch mit den Gegenständen so, „wie die Sprache sie ihm zuführt" [1]). Ja, auch die Lautform der Rede trägt nicht nur das Gepräge der Geisteseigentümlichkeit einer Nation, sondern umgekehrt scheint es Humboldt, „daß vorzüglich der Umstand, wie sich in der Sprache Buchstaben zu Silben und Silben zu Worten verbinden, und wie diese Worte sich wieder in der Rede nach Weile und Ton zueinander verhalten, das intellektuelle, ja sogar nicht wenig das Moralische und politische Schicksal der Nationen bestimmt . . ." [2]). All dem entspricht es, daß sich für Humboldt der Erkenntniswert der Sprache wie mit ihrer ästhetischen so auch aufs engste mit ihrer ethischen Bedeutung verquickt. In der „Eigentümlichkeit ihres so hängt andererseits „Empfinden und Handeln" in Menschen „von Baues" liegen ebenso sehr „Hilfsmittel zur Erforschung und Erkennung der Wahrheit" wie zur „Bildung der Gesinnung und des Charakters" [3]). Hier tut sich eine neue Problemgruppe auf, die Humboldt nur gelegentlich streift und die auch dem Gebiete der vorliegenden Untersuchung nicht mehr angehört. Auch an dieser Stelle zeigt sich, daß die Sprache für Humboldt allseitig wie die Wirklichkeit selbst ist, daß es nichts Menschliches gibt, mit dem sie nicht verwachsen wäre, daß es die Humanitätsidee ist, von der aus er sie begreift. Aber gerade hier, wo das theoretische Verhalten in das praktische übergeht, wird die volle Konsequenz nicht gezogen. Sie läge darin, das gesamte erkennende Verhalten des Geistes nur als eins der Momente anzusehen, in der die an sich totale, mit allen im Menschen wirkenden Kräften zugleich geschehende Auseinandersetzung des Subjekts mit der „Welt" sich darstellt. Statt dessen ruht der Akzent dieses Verhältnisses durchaus auf der theoretischen Seite. Das Deuten des Gegebenen ist nicht eine der Formen, in denen sich das „Leben" auswirkt, sondern im Deuten des Gegebenen liegt das Eigentliche des Lebens [9]). Auch diesen Zug des Idealismus, seinen „literarischen" Charakter, teilt Humboldts Lehre von der Erkenntnis in Sprache mit der Humanitätsidee, wie sie von jenem Zeitalter gefaßt wurde. — —

---

1) VII 60. 2) VIII 136. 3) IV 33. 4) vgl. z. B. VII 14.

Beschluß

Der Gegensatz, in den Humboldt — die von Hamann und Herder begonnene Linie fortsetzend — zur rationalistischen Sprachauffassung der Aufklärungsphilosophie tritt, stellte sich, obwohl im Wesen einheitlich, zwiefach dar: als Subjektivismus gegenüber der herrschenden naiven Auffassung der Worte als den Begriffen, die unabhängig von ihnen beste hen und von denen sie abgelöst werden können, rein zufällig zugeordnet [1]); und als Dynamismus gegenüber einem Mechanismus, der die Sprache als ein System jertig vorhandener Zeichen, toter Erzeugnisse statischen Charakters ansah [2]). Vielmehr nennt es Humboldt die „beiden Grundwahrheiten aller Sprachuntersuchung: daß die Sprache eins mit dem ganzen Denken und Empfinden des Menschen ausmacht, und daß sie nirgends ein Dasein hat, als in dem ewig sich wechselseitig erzeugenden Akte des Sprechens und Denkens in Sprache [3]).

Der naive Objektivismus wurde überwunden durch Versetzung der ganzen Frage aus der Sphäre der Abstraktion in das der Verschiedenheit lebendiger Sprachen, aus der der logischen in das der allseitig-geistigen Betrachtung. Die Antinomie zwischen dem „Reinen" und dem „in Sprache" Gedachten, die dem damit erreichten Subjektiv-Objektivismus innewohnt, konnte wiederum nur gelöst werden durch Versetzung des Problems in eine andere Sphäre. Der Begriff des Triebes, der nunmehr zwischen Geist und Welt die Beziehung setzt, macht aus dem Subjekt die volle menschliche Individualität und aus dem Objektiven das Ideale, das allgemeinen Charakters ist wie das logisch Reine, aber doch nicht abstrakt wie dieses, und andererseits lebendig wie das Real-Wirkliche, und doch nicht schlechtweg subjektiv bedingt wie dieses. Diese Vereinigung von Individualität und Allgemeinheit, die das nun als mehr denn logisch gefaßte „Reine" zeigt, war nur möglich durch Versetzung des Problems aus der Wirklichkeitssphäre ins Metaphysische, wo in der Erfahrung gegebene, dem logischen Denken wiederspruchsvolle Tatsächlichkeiten mit den Forderungen des Denkens in höherer Synthesis als zusammenstimmend gedacht werden können, wo also Tatsächliches „denkbar" wird. Auch das Metaphysische abstrahiert von gewissen Bedingungen, die im real Wirklichen gegeben sind, wie das Logische; auf beiden Stufen wird das Gegebene harmonisiert, aber auf der logischen wird es rationalisiert, auf der metaphysischen — jedenfalls bei Humboldt — idealisiert. Erst die Einheit des Widerstreitenden gibt dem Geiste Ruhe [4]).

---

[1]) vgl. oben S. 17 ff. [2]) s. o. S. 35 ff. [3]) V 395. [4]) s. o. S. 30 ff.

Der Mittelpunkt dieser ganzen Gedankengruppe und das Einheitliche jenes doppelten Gegensatzes zum Rationalismus ist aber der Begriff der Individualität. Humboldt faßt sie als eine durchaus positive, lebendige Potenz. Die reine Beziehung des Subjekts zum Objektiven ist dem lebensvollen Verhältnis des Individuums zu dem seine Farbe tragenden Idealen gewichen. Damit ist die große innere Abstraktion gefallen, unter deren Herrschaft das Seiende bloß als logisch konstruierbar begriffen werden konnte. Indem ferner die monadenhafte Abgeschlossenheit, die dem Individuum nach rationalistischer Auffassung anhaftete, überwunden und der Einzelmensch auch in seinem geistigen Dasein als durch seine Nation bedingt anerkannt wird [1], sinkt eine äußere Abstraktion. Nur in engster, organischer Verwobenheit nach beiden Richtungen hin ist der Mensch als Sprachwesen verständlich. Humboldt setzt nicht zwischen das reine Subjekt und die Dinge an sich die geistige Organisation des Menschen überhaupt, sondern er überträgt diese Konstruktion aus dem Reinen ins Gebiet des Individuellen und setzt zwischen das lebendige Individuum und die gegebene Wirklichkeit den der Sprache inhärierenden nationellen Koeffizienten der Erkenntnis.

Daß Humboldts sprachphilosophische Gedankenwelt trotz allem selbst noch rationalistische Reste aufweist, ergab die Darstellung mancherorts. Sie zeigte andererseits aber auch, daß es übertrieben ist, mit Mauthner zu sagen [2]: in ihm habe gegen alle bessere Einsicht noch der starre Rationalismus des 18. Jahrhunderts gesteckt. Humboldts Anerkennung des „Reinen" ist nicht als rationalistischer Rückstand anzusehen; das Reine ist vielmehr, als das Ideale, der eine Pol des dynamischen Systems, das seinen anderen Pol in der lebendigen Individualität selbst hat. Humboldt geht nicht vom absolutistischen Rationalismus zum relativistischen Irrationalismus über, sondern er wählt die Synthesis des Idealismus [3]. Diese Wendung ist hier an einer Problemgruppe dargelegt worden, die gewissermaßen von Natur rational zu sein scheint, an der Frage nach dem Inhalt der Erkenntnis in Sprache. Von anderen Gesichtspunkten aus, etwa bei der Untersuchung des Symbol-Charakters der Sprache, die als solche ja ausgeschlossen geblieben ist, würden jene vereinzelten rationalistischen Züge der Humboldtschen Sprachtheorie völlig verschwinden. Und so liegt auch die Eigenart von Humboldts Behandlung der Erkenntnisfrage darin, daß er sie — jene beiden Grundprinzipien, das Individuelle und das Reine, vereinigend — unter den Gesichtspunkt der Humanitätsidee stellt. Humboldts Antwort auf jene Frage ist ein einziges großes Bekenntnis zu dem Geschlecht, das aus dem Dunkeln in das Helle strebt.

---

[1] vgl. auch V. 29f. [2] II 56ff. [3] vgl. oben S. 30—32.

Lebenslauf.

Ich, Hans Kirchner, bin am 30. Mai 1885 in Berlin als Sohn des Fabrikanten Paul Kirchner geboren, im evangelischen Bekenntnis erzogen, erwarb zu Michaelis 1904 an der Friedrichs-Werderschen Oberrealschule in Berlin das Zeugnis der Reife und studierte an der Berliner Universität Philosophie, Deutsch, Geschichte und Erdkunde. Im Mai 1908 bestand ich die Ergänzungsprüfung im Lateinischen und Griechischen und erwarb dadurch das Reifezeugnis eines Gymnasiums. Nach einem Studium von zwölf Semestern unterzog ich mich im März 1912 in Berlin der Prüfung für das höhere Lehramt, in der mir die Lehrbefähigung in der Philosophischen Propädeutik, der Geschichte und der Erdkunde für die erste Stufe zuerkannt wurde. Nach Ableistung der beiden Vorbereitungsjahre (1. 4. 1912 bis 1. 4. 1914), während deren ich noch die Ergänzungsprüfung im Hebräischen bestand (Dezember 1913), war ich an mehreren Groß-Berliner Lehranstalten tätig. Am Kriege nahm ich seit September 1914 als Freiwilliger Krankenpfleger, seit Dezember 1915 als Soldat bei einer Fernsprechtruppe teil. Nach der Heimkehr im Dezember 1918 war ich wiederum unterrichtlich tätig, ließ mich aber vom 1. April 1919 ab zur Fortführung wissenschaftlicher Arbeiten beurlauben und nahm nach einem Jahre meinen Abschied vom höheren Schuldienst. —

Herrn Geheimrat Prof. Dr. Kühnemann danke ich auch an dieser Stelle für den warmen Anteil, den er an meiner Arbeit genommen hat,